Nr. 296 — Jahrgang 12 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 25. Dezember 1927

Volkswille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.14 Zlp. Anzeigen unter Text 0.50 Zlp. von außerhalb 0.60 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31. 12. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Politische Weihnachten

Ein Blick in die Tagespresse belehrt uns davon, daß wir in diesem Jahre zur Weihnachtszeit eine Art politischer Hochspannung durchleben. Es wird wohl kaum jemanden geben, der von einem „Friede auf Erden den Menschen, und Wohlgefallen denen, die guten Willens" sind. Guten Willens sind wohl alle politischen Parteien, nur werden ihre Pläne von den Herrschenden durchkreuzt, die da glauben, noch Besseres schaffen zu können, als sie es seit dem denkwürdigen Mai 1926 vollzogen haben. Die Lakaien der Regierungspresse werden gewiß die Gelegenheit benutzen, um in ellenlangen Leitartikeln den Heros Polen zu beweihrauchen, dem allein wir die moralische Sanierung zu verdanken haben, und nach dem Hirtenbriefe an den Klerus kann man wohl annehmen, daß auch die Kanzel eifrig dazu benutzt wird, um das neue System in Polen zu preisen; denn Kirche und Staat haben sich immer dort zusammengefunden, wo es galt, die breiten Volksmassen zu beherrschen und ihnen zu beweisen, daß die modernen Regierungen so von höheren Wesen zum Regieren berufen worden sind. Seit Mai 1926 ringen wir um die demokratische Republik, die die Lösung der Arbeiterfrage bringen sollte, eine Bauern- und Arbeiterregierung, die die Grundlagen zum sozialistischen Staat legen und unser Kämpfe Ziel krönen sollte. Verschwunden sind alle Illusionen, aus dem Vorkämpfer der Demokratie ist ein umstrittener Diktator geworden, der alle bisherigen politischen Parteien durcheinander geschoben hat, bis auf die Sozialisten, die ihm durch die Landespartei als Gegner gegenüberstehen. Freilich in den Verhältnissen, wie sie in der polnischen Republik gedeihen, da auch hier die Anhänger des Diktators mit den Verfechtern der reinen Demokratie um die Mehrheit ringen.

Es soll nicht unsere Aufgabe sein, am Weihnachtsfest eine Bilanz der Regierung Pilsudskis zu ziehen, wir müssen dies den Lobrednern des heutigen Systems überlassen. Aber die Freundschaft, die diesem „demokratischen" System vom Großgrundbesitz, Industrie, Handel und Kleingewerbe, selbst von den jüdischen Minderheiten entgegengebracht wird, stimmt uns traurig, läßt uns darüber nachdenken, woher diese Anbetung des Maiheros kommt. Und die Arbeiterklasse kann ihre Bilanz ziehen, was sie seit Mai 1926 erreicht hat. Hier ist sie: Verschlechterung ihrer Lebenshaltung, Verlängerung der Arbeitszeit und ständig wachsende Teuerung, gegen die die Regierung bisher nur mit schönen Worten anzukämpfen vermochte. Und nicht nach den guten Absichten, sondern nach den wirklichen Taten steht uns das heutige Regime zur Beurteilung gegenüber, mit diesen Tatsachen haben wir abzurechnen. Es mag sein, daß es einer kleinen Oberschicht besser geht, es mag stimmen, daß manche Reform der Regierung gelungen ist; es trifft zu, daß das Regime Pilsudski außenpolitische Erfolge zu verzeichnen hat, aber demokratisch ist es nicht; denn mit Pressedekreten und Regierung des Parlaments ist es bequem zu herrschen und zu diktieren, die wirklich vorhandenen Fehler kommen nicht an die Oeffentlichkeit, scheuen sie sogar, weil es das System erfordert.

Der Sejm, den die Regierung auseinander zu jagen ausgezogen ist, hat seine Zeit erlebt, der Parlamentarismus hat einen nicht geahnten Knacks erlitten und die Demokratie, die uns durch die Verfassung in den verschiedensten Variationen gepriesen wird, führt ein Scheindasein. Die Reaktionären in Wirtschaft und Industrie hoffen, daß der Träger des heutigen Systems ihre Wünsche in jeder Hinsicht erfüllen wird, sie erwarten durch eine kommende Wahlreform die Verewigung ihrer Herrschaft, wie sie einst unter dem Zaren und der alten österreichischen Monarchie zuteil war; die Vorkriegsverhältnisse sind ihnen noch in unauslöschlicher Erinnerung, gaukeln ihnen Bilder vor, wie sie das Reich ihrer Sehnsucht gestalten werden. Wir nehmen gern den Vorwurf „Staatsfeinde" auf uns, wissen wir doch, daß auch ein Teil der heutigen Machthaber diesem Vorwurf Jahrzehnte hindurch ausgesetzt waren, weil sie eben eine andere Staatsform, ein anderes Regierungssystem mit politischer Demokratie und Freiheit ersehnten. Und wir ersehnen diese Voraussetzungen staatlichen Aufbaues nicht, sondern wollen diese in der Verfassung der polnischen Republik bereits festgelegten Grundsätze auch in der Praxis verwirklicht sehen. Und darin trennen sich unsere Wege zum herrschenden System.

Es wird noch geraumer Zeit bedürfen, bevor man übersehen können wird, wie es um die Wahlschlacht bestellt ist. Noch sind die Wahlblockbildungen nicht vollendet, nur eines sehen wir, daß auch innerhalb der bürgerlichen politischen Parteien sich Wandlungen vollziehen, deren Bestand mit dem Ende der Wahlschlacht gefährdet ist. Es ist dies ja auch nicht anders zu erwarten; denn hier kämpfen Interessenverbände um ihre Vorteile, und posaunen weit hinaus, daß ihnen Volkswohl und Staatswohl in erster Linie am Herzen liegen. Und so haben denn die Wahlblockbildungen die widernatürlichsten Paarungen erfahren, weil auch die Herrschenden mit Versprechungen nicht sparen. Wieder ist für uns der klare Weg vorgezeichnet. Wir wollen den sozialistischen Staat, wollen die Beseitigung der heutigen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung und sind darum natürliche Gegner des herrschenden Systems. Der Weg, der zu unserem Ziele führt, ist uns vorgezeichnet, wir können ihn nur durch die demokratische Republik erlangen, der Weg durch Gewalt wäre bei den heutigen Verhältnissen durchaus verfehlt. Und eine kleine Hoffnung ist uns beschieden, daß die sozialistischen Parteien sich langsam zusammenfinden, daß eine reinliche Scheidung zwischen Bürgertum und Sozialisten vollzogen wird. Noch sind es nur Weihnachtshoffnungen, vielleicht bleibt die Wirkung bei den jetzigen Wahlen noch aus, aber der Weg ist beschritten und er wird fortgesetzt, unaufhaltsam, bis das Ziel erreicht ist.

Die Arbeiterklasse muß aus den kommenden Kämpfen lernen, muß wissen, daß sie geschlossenen Fronten gegenübersteht. Denn darüber sind wir uns wohl alle klar, daß der Wahlkampf eine reinliche Scheidung bringt, und wenn sich hier und da noch sozialistische Minderheiten im sogenannten Wahlblock der Teilminderheiten befinden, so nur als Zeichen der Schwäche, daß es ihnen nicht gelungen ist, sich eine breite Grundlage innerhalb ihrer Volksgemeinschaft zu schaffen. Es soll ihnen hieraus kein Vorwurf gemacht werden, sie sind zum Teil in diesen Block eingezwungen, weil eine Wahlordnung ihre Geltendmachung nicht zuläßt, weil sie darauf zugeschnitten ist, völkische Minderheiten verschwinden zu lassen. Nicht unsere künftigen Aufgaben wollen wir umschreiben, sondern uns Rechenschaft ablegen, wie schwer die kommenden Wahlschlachten sein werden. Fallen die Wahlen nicht nach Wunsch der Herrschenden aus, so wird wohl das kommende Parlament kaum einige Monate leben, und dann müssen wir uns auf eine vorübergehende Diktatur gefaßt machen. Aber heute darüber zu reden, erscheint ziemlich verfrüht. Und darum heißt es für uns rüsten, die Weihnachtsfeier dazu zu benutzen, um unsere gewerkschaftlichen und politischen Organisationen auszubauen, die Arbeitsgenossen aufzuklären, daß hier um ihr künftiges Los die Wahlschlacht geschlagen ist. Nicht Frieden schöner Worte und jahrhundertelanger Sehnsucht, sondern Kampf um die politische Macht, das ist unser Weihnachtswunsch. Wir werden ihn erreichen trotz alledem, wenn wir geschlossen an die Arbeit gehen, den letzten Arbeitskollegen in Werkstatt und Büro für unsere Idee gewinnen!

—ll.

Polen für einen baltischen Bund?

Moskauer Befürchtungen über eine polnisch-finnische Zusammenarbeit Polens Führung in den baltischen Staaten — Abschluß eines Handelsprovisoriums mit Lettland

Warschau. Nach Meldungen aus Moskau hat der Revaler Sowjetgesandte Petrowski Enthüllungen über die Vorbereitungen zur Bildung eines baltischen Staatenblockes an der Westgrenze Sowjetrußlands gelegt. In diesem Zusammenhang sei nach Angaben Petrowskis in Genf bereits zwischen Marschall Pilsudski und dem Chef des finnländischen Generalstabes, der nur zu diesem Zweck nach Genf gereist sei, ein wichtiges Militärabkommen getroffen worden. Eine große Rolle bei der Annäherung zwischen Polen und Finnland spiele auch die jetzt getroffene Umgestaltung des finnländischen Kabinetts unter Führung des finnländischen Gesandten in Warschau, Prokope, der bekanntlich ausgesprochen polenfreundliche Tendenzen habe. Nach der endgültigen Beilegung des polnisch-litauischen Konfliktes werde in Kürze eine Annäherung zwischen der polnisch-litauischen Gruppe einerseits Lettland und Estland andererseits erfolgen.

Handelsprovisorium zwischen Polen und Lettland

Berlin. Nach einer Meldung der Morgenblätter aus Riga haben Außenminister Zeelens und der polnische Gesandte einen provisorischen Handelsvertrag zwischen Lettland und Polen unterzeichnet. Beide Staaten gewähren sich gegenseitig die Meistbegünstigungen in Zollsachen, sie behalten sich aber das Recht vor, in besonderen Fällen gewissen Staaten Zugeständnisse zu machen, die über die Meistbegünstigung hinausgehen.

Verschärfter Konflikt zwischen Rußland und China

Tschitscherins Warnung — Chinas Antwort — Handelsboykott chinesischer Waren

Moskau. Die Presse veröffentlicht eine von Tschitscherin unterzeichnete Erklärung des Volkskommissariats für auswärtige Angelegenheiten, in der zunächst die Mitschuld Rußlands an den Vorgängen in China bestritten wird. Sodann beschäftigt sich die Erklärung mit dem Verhalten der konterrevolutionären chinesischen Generäle, denen zum Vorwurf gemacht wird, sie seien mit besonderer Gehässigkeit gegen die in Kanton weilenden Sowjetbürger vorgegangen. Wie die Erklärung weiter feststellt, beschränke sich die Verantwortung für die Taten der Kantoner Generale nicht auf diese und nicht bloß auf Kanton, sondern sie falle allen führenden Persönlichkeiten im Gebiete der sogenannten Nationalregierungen zu. Auch andere sowjetfeindliche Kräfte der Weltreaktion seien verantwortlich.

Ganz unzweifelhaft seien ferner Anregungen aus London gekommen, die sogar bei der Entfesselung der Ereignisse eine fast entscheidende Rolle gespielt hätten. Aber das Andenken an die von den Unterdrückern des chinesischen Volkes hingemordeten Sowjetfreunde, wurde die mit Blut zusammengeschweißten Völker der beiden großen Staaten nur noch fester verknüpfen. Die Sowjetunion setze ihre Friedenspolitik fort, wie der Abrüstungsvorschlag auf der Genfer Konferenz beweise.

Die Erklärung schließt mit der Bemerkung, die Sowjetregierung behalte sich das Recht vor, alle Maßnahmen zu treffen, die sie für notwendig erachten werde, angesichts der blutigen Verbrechen, die in Südchina gegen die Sowjetunion verübt würden.

In Moskau, Leningrad und Charkow sowie in vielen Städten Sibiriens fanden zahlreiche Protestversammlungen wegen der „Ermordung und Vergewaltigung von Sowjetbürgern" in Kanton statt.

Wu's Antwort an Tschitscherin

London. Wie ein Morgenblatt meldet, erklärte der Nanking-Außenminister Dr. Wu in einer Antwortnote an Tschitscherin die Nationalisten hätten entdeckt, daß die sowjetrussischen Konsulate im Widerspruch zur internationalen Taktik zu anderen als zu konsularischen Zwecken benutzt worden seien. Es sei daher notwendig gewesen, die Sowjetkonsuln auszuweisen. Weiter weist Dr. Wu darauf hin, daß die Nationalisten im Besitz von Dokumenten aus dem russischen Konsulat in Kanton seien, die die Teilhaberschaft Rußlands an den dortigen Unruhen beweisen.

Die Sowjetregierung boykottiert die chinesischen Häfen

Kowno. Nach Meldungen aus Moskau hat die Sowjetregierung den russischen Schiffen im Stillen Ozean gestern telegraphisch die Weisung erteilt, das Anlaufen von südchinesischen Häfen zu unterlassen. Den chinesischen Schiffen steht das Anlaufen russischer Häfen dagegen frei.

Die Sowjetregierung habe nicht die Absicht, militärische Maßnahmen gegenüber China einzuleiten. Dagegen soll zunächst der Handelsverkehr mit China eingestellt werden.

Die Lage in Südchina

Peking. Die Uebernahme des Schutzes russischer Interessen in China durch Deutschland wird in chinesisch-russischen Kreisen der verschiedensten Richtungen als ein diplomatischer Höflichkeitsakt angesehen, dem keine politische Bedeutung zukomme. — Die Gesamtzahl der in Südchina befindlichen russischen Konsulatsbeamten wird nach Meldungen aus Schanghai mit etwa 100 angegeben. Die Beamten des sowjetrussischen Konsulates in Schanghai werden am heutigen Sonnabend abreisen. Das Schicksal der in Hankau und Kanton Verhafteten ist dagegen noch ungewiß, da die örtlichen Militärmachthaber die Freilassung verweigern. In Hankau und Kanton ist die Lage noch immer ungeklärt. Aus Hankau kommen Meldungen über neue Kommunistenhinrichtungen. Tschiangkaischek konzentriert zur Zeit um Nanking Truppen, die angeblich zu einem Vorstoß gegen Kanton angesetzt werden sollen.

Der Bau eines Seehafens in Dirschau

Warschau. Die polnische Regierung hat jetzt endgültig den Bau eines Seehafens für den Holzexport in Dirschau beschlossen und im Budget für das Jahr 1928 eine Million für diesen Zweck vorgesehen.

Deutschland und Rußland in China

Sowjetrußland hat das deutsche Reich gebeten, den Schutz seiner Bürger in Südchina zu übernehmen, und Deutschland hat sich, gemäß den internationalen Gepflogenheiten nicht geweigert, die Bitte zu erfüllen, und hat die deutschen Konsuln in Südchina angewiesen, den sowjetrussischen Bürgern gemäß ihrer faktischen Wirkungsmöglichkeiten Schutz zu gewähren. Man wird in politisch geschulten Kreisen der Zustimmung des deutschen Reiches zum russischen Verlangen keine andere Bedeutung beilegen, als sie sie wirklich besitzt. Die slawische und die deutsche Welt sind in China berufen, gemeinsame Wirkungsmöglichkeiten auf wirtschaftlichem Gebiete zu finden. Sowohl Deutschland als auch Sowjetrußland haben auf alle Privilegien in China verzichtet, aber ob diese ruhige Auffassung in China selbst geteilt wird, dürfte doch fraglich sein. Das Reich kann unwillkürlich durch Konflikte berührt werden, denen fern zu bleiben, sein Interesse fordert. Das kommunistische Rußland hat sich in den Kantoner Ereignissen zu sehr exponiert. Die Note Tschitscherins mit der Beteuerung, daß es dem Kreml fern gelegen habe, die blutigen Ereignisse in China zu provozieren, findet nach den Reden Bucharins und Rykows auf dem Parteikongreß nur bedingten Glauben. Es sei denn, daß man die subtile Unterscheidung zwischen dem Kreml und dem Kommintern gelten lassen will, die nicht allein von Chamberlain in Genf abgelehnt wurde.

Der in Kanton ermordete sowjetrussische Vizekonsul Chassis war einer der tüchtigsten Offiziere der Roten Armee und zwar mit besonderen Aufträgen nach China abkommandiert. In dem beschlagnahmten Material des Generalkonsuls Fritsche in Schanghai wurden Dokumente gefunden, die Moskau belasteten. Es ist klar, daß die Sowjetregierung als solche durch die Entwicklung der chinesischen Ereignisse überrascht worden ist, und wenn sie nicht in ihren außenpolitischen Zielen unter dem Druck der kommunistischen Doktrin gestanden und reinnationale Interessen hätte verfolgen können, sie die Katastrophe in China nicht ereilt haben würde. Der deutsche Schutz russischer Interessen in Südchina bezieht und kann sich nicht auf die kommunistischen Ziele Moskaus in China beziehen. Er ist überpolitisch und muß überpolitisch bleiben.

Die Schweiz gegen einen russischen Beobachter

Basel. Der schweizerische Bundesrat beschäftigte sich mit der Frage, ob in Genf die Niederlassung eines russischen Vertreters als Beobachter beim Völkerbund zulässig sei. Der Bundesrat sprach sich dahin aus, daß die Errichtung einer offiziellen oder offiziösen Vertretung mit einem Büro unbedingt abgelehnt werden müsse, da zwischen der Schweiz und Rußland die Beziehungen weder de facto noch de jure aufgenommen worden seien. Dagegen erklärte sich der Bundesrat damit einverstanden, daß ein russischer Journalist beim Völkerbund als Pressevertreter akkreditiert wird. Die schweizerischen Organe im Auslande wurden zur Visumserteilung für den Journalisten ermächtigt. Der Bundesrat fügte aber hinzu, daß es sich bei ihm nicht um einen Beobachter mit offiziellem oder offiziösem Charakter handeln dürfe.

Griechisch-italienische Verständigung

London. Nach Athener Meldungen berichtet der in enger Verbindung mit der griechischen Völkerbundsdelegation stehende Genfer Spezialkorrespondent der „Flestheren Vima", daß die griechisch-italienische Verständigung eine Tatsache sei. Die griechisch-italiensche Uebereinstimmung bedeute jedoch nicht, daß Griechenland sich vor den italienischen Wagen spannen lasse. Griechenland habe sich vielmehr seine volle Handlungsfreiheit bewahrt und werde keinen Schritt zu einem fixierten Pakt mit seinen westlichen Nachbarn tun. Ebensowenig werde seine Freundschaft mit Italien die Verbesserung der griechischen Beziehungen zu Südslawien beeinträchtigen können.

Die italienisch-französische Verständigung

Paris. Das sozialistische Blatt „Oeuvre" bemerkt zu der Veröffentlichung der „Tribuna" über die Voraussetzungen für eine italienisch-französische Verständigung, daß Mussolini Frankreich das Angebot mache, sich mit Italien gegen Deutschland zu verbinden. Diese Einladung werde aber von Frankreich keinesfalls angenommen werden. Im übrigen habe Mussolini seinerzeit Deutschland ein Bündnis gegen Frankreich angeboten.

Südtirols Leiden unter dem Faschismus

Berlin. Auf einer großen Kundgebung im Stadtsaal Innsbruck schilderten, wie der „Vorwärts" meldet, Oberlehrer Riedl und Dr. Reut-Nicolussi die Not der Deutschen in Südtirol. Dabei erklärte Riedl, daß er bei seiner Verhaftung Ende Januar 1927 gefesselt nach Trient gebracht und dort in schwere Ketten gelegt worden sei. Er sei durch sieben Gefängnisse, immer zusammengekoppelt mit Schwerverbrechern, nach Neapel und von dort aus einem Loch, in dem Morast und Ungeziefer fürchterliche Qualen bereitet hätten, aufs Schiff gebracht worden. Im untersten Schiffsraum an einen Ring angeschmiedet und noch so gefesselt, daß jede Bewegung auch jedem der Mitgefangenen Schmerzen bereitet habe und man nicht einmal, die Fliegen und das sonstige Ungeziefer habe abwehren können, seien 10 Menschen über das Meer transportiert worden. Als ein venezianischer Kaufmann sich über diese Qualen beschwert habe, sei er abgekoppelt und in einer eigenen Strafzelle mit vierzig Stockhieben traktiert worden. Im Verbannungsorte Ustica seien den Internierten die Briefe aus der Heimat vorenthalten worden.

Darauf sprach Dr. Reut-Nicolussi, er wies darauf hin, daß Abg. Baron Sternbach von Faschisten durch Schläge ins Gesicht fast unkenntlich geworden war. Er sehe den 75jähr. Altbürgermeister Perathoner neben sich blutüberströmt zu Boden sinken, er sehe die Leiche Franz Innerhofers, er sehe Noldin zwei Mal verhaftet und nun auf die Felseninsel verbannt, weil er den deutschen Kindern von Salurn den Christbaum habe aufrichten wollen und in seinem Hause deutschen Unterricht habe erteilen lassen. Sodann betonte er, daß durch die unmenschlichen Gewaltmethoden der Faschismus die Sache Tirols selbst zur Revision der Friedensverträge angemeldet habe. Die Brennergrenze sei die Wurzel allen Uebels. Italien habe sich als unfähig erwiesen, Südtirol zu verwalten.

Verstimmung in Warschau über Litauen

Warschau. In den Warschauer politischen Kreisen tritt immer deutlicher eine skeptische Einstellung zu den im Aussicht genommenen Verhandlungen mit Litauen hervor. Die vom litauischen Ministerpräsidenten Woldemaras vertretene Auffassung, daß Litauen in Genf einen Sieg über Polen errungen habe, wirkt in Warschau verstimmend. Auch wird keineswegs zugegeben, daß die Stellungnahme der Großmächte zu der seinerzeit von der Botschafterkonferenz gefällten und für Polen günstigen Entscheidung in der Wilnafrage sich jetzt irgendwie geändert hätte. Die polemischen Auslassungen einiger Pariser Blätter gegen Woldemaras Darstellung der Lage werden in Warschau mit Genugtuung begrüßt, und es wird sogar gelegentlich der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß ein offizieller Schritt in Kowno diesen Auslassungen der Pariser Presse Nachdruck verleihen werde.

Die „Lietuvis" zum Meinungswechsel des „Temps" in der Wilnafrage

Kowno. Das Wolldemaras-Organ, die „Lietuvis", antwortet auf die Ausführungen des „Temps" bezüglich der Auslegung der Genfer Formel über Wilna durch Woldemaras. Das Blatt stellt fest, daß der „Temps" seine Ansicht in dieser Frage geändert habe und eine für Polen günstige Auffassung schaffen wolle. Die „Lietuvis" meint, das Organ der französischen Außenpolitik versuche die Behauptung aufrecht zu erhalten, daß die Wilnafrage durch den Beschluß der Botschafterkonferenz erledigt sei, was nicht den Tatsachen entspreche.

Attentat auf einen Redakteur

Warschau. Auf den Redakteur der „Gazeta Warszawska Poranna", Nowaczynski, ist Freitag Abend von drei unbekannten Personen, von denen die eine als Polizist gekleidet war, ein Mordanschlag verübt worden. Als der Redakteur sein Haus betreten wollte, wurde er von den drei Unbekannten angehalten und ihm erklärt, daß er wegen eines, kürzlich veröffentlichten Artikels sofort auf die Polizei kommen müsse. Darauf fuhren die drei Männer mit dem Redakteur in einem Auto bis zur Stadtgrenze, schleppten ihn in eine abgelegene Gegend und verprügelten ihn bis zur Bewußtlosigkeit. Darauf versuchten sie, ihn in einem Teiche zu ertränken, wurden aber im letzten Augenblick durch hinzukommende Personen daran gehindert. Die Attentäter flüchteten. Der Redakteur hat schwere Verletzungen an Kopf, Brust und Beinen erlitten. Ferner wurde ihm ein Auge ausgeschlagen.

Ueber die Motive der Tat ist nichts bekannt. Man nimmt an, daß es sich um die ersten Anzeichen der beginnenden Wahlauseinandersetzung handelt, zumal der Redakteur in der letzten Zeit durch verschiedene Artikel hervorgetreten war.

Minister unter Anklage

Berlin. Nach einer Meldung der Morgenblätter aus Konstantinopel kündigen die Blätter die Einleitung eines Verfahrens gegen den früheren Marineminister Ihsan an, dem zur Last gelegt wird, ohne genügende Vollmachten einen Vertrag über die Reparatur des Panzerkreuzers „Javus", des früheren deutschen Panzerkreuzers „Goeben" unterzeichnet zu haben.

Sofortiger Rücktritt der rumänischen Regierung gefordert

Bukarest. In der Freitag-Nachmittagsitzung der rumänischen Kammer erklärte der Führer der nationalen Bauernpartei, Maniu, seine Partei habe an der Budgetdebatte in der Meinung teilgenommen, daß die Regierung nach Annahme des Budgets zurücktreten werde. Da sich diese Annahme nach den letzten Erklärungen der Regierung aber nicht bestätige, verlange er sofortigen Rücktritt der Regierung. Seine Partei werde nicht für das Budget stimmen und eine scharfe Kampagne gegen die Regierung einleiten.

Von der liberalen Mehrheit der Kammer wurde hierauf das Budget angenommen und die Kammer bis nach den Weihnachtsferien vertagt.

De Valera in New York

London. Der Führer der Opposition im irischen Parlament, de Valera, traf an Bord der „Leviathan" in Neuyork ein. De Valera betonte, daß er mit seinem Besuch keinen politischen Zweck verfolge, sondern nach Amerika gekommen sei, um die industrielle und wirtschaftliche Entwicklung in den Vereinigten Staaten zu studieren.

Der Präsident des irischen Freistaates, Cosgrave, wird, wie dem „Dublin" offiziell mitgeteilt wird, am 11. Januar nach den Vereinigten Staaten reisen. Cosgrave wird sich zuerst nach Chicago und von dort nach Washington begeben, wo er mit Präsident Coolidge zusammentreffen wird. Später wird Cosgrave Philadelphia und Boston besuchen und am 4. Februar nach Irland zurückkehren.

Keine Frankenstabilisierung vor den Neuwahlen?

Paris. Wie aus zuverlässiger Quelle verlautet, soll die französische Regierung im Gegensatz zu verschiedenen Gerüchten nicht an eine gesetzliche Stabilisierung des Franken vor den Neuwahlen denken. Auch die Gerüchte werden als jeder Grundlage entbehrend bezeichnet, die von einer neuerlichen Revalorisierung des Franken wissen wollten. Die französische Regierung, wie die Bank von Frankreich seien darüber einig, daß bis zur Durchführung der gesetzlichen Stabilisierung das Pfund und der Dollar auf ihrem gegenwärtigen Stand gehalten werden müßten.

Bayern amnestiert

München. Die letzten beiden noch nicht amnestierten Räterepublikaner Lindner und Huber sind gestern aus dem Zuchthaus entlassen worden. Die Amnestierten haben eine Bewährungsfrist von acht Jahren erhalten. Lindner war nach der Ermordung Eisners sofort in den Landtag geeilt und hatte dort auf den damaligen Minister Auer geschossen, wobei Auer schwer verletzt und ein neben ihm stehender Abgeordneter getötet wurde.

Der wegen Landesverrats zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilte Freiherr von Leoprechting wurde unter Umwandlung seiner Strafe in acht Jahre Zuchthaus, wovon er sechs Jahre verbüßt hat, in Freiheit gesetzt.

Die Mission des Dr. Fu-Mandschu

Roman von Sax Rohmer.

57)

Ich stürmte ins Haus, meine Tasche zu holen. Auf Smiths Bitte hatte ich eine gefüllte Spritze mitgenommen. Selbst in diesen aufpeitschenden Sekunden fand ich Zeit, die wunderbare Voraussicht meines Freundes zu bewundern.

Ich will mich nicht länger über das Ende des fürchterlichen Kampfes auslassen. Einen Augenblick verzweifelte ich, verzweifelten wir alle, den wütenden Irren beruhigen zu können. Aber endlich gelang es doch, und die arme, blutbefleckte Kreatur, die wir einst als Kommissar Weymouth gekannt, lag reglos auf dem Diwan des Wohnzimmers.

Nayland Smith, purpurrot und noch zitternd von der Anstrengung, wandte sich dem Manne zu, der, wie ich wußte, ein Bote Scotland Yards war.

„Nun?"

„Er ist verhaftet, Herr Smith," erwiderte der Gefragte. „Man hält ihn, wie Sie angeordnet haben, in seinen Zimmern fest."

„Hat Frau Weymouth etwas gemerkt?" fragte Smith, als ich von einem kurzen Besuch bei der Patientin zurückkehrte.

Ich schüttelte verneinend den Kopf.

„Ist er vorläufig ungefährlich?" Smith wies auf die Jammergestalt auf dem Ruhelager.

„Für die ersten acht bis zehn Stunden, ja!" erklärte ich.

„Dann wollen wir gehen. Unsere Nachtarbeit ist noch nicht zu Ende."

30. Kapitel.

Flammen.

Später stellte sich heraus, daß der unglückliche Weymouth das Leben eines Wilden geführt und sich in dem dichten Gehölz zwischen Dorf und Vorstadt auf dem nahen Hügel verborgen gehalten hatte, kümmerlich seine Nahrung fristend. Und zwar teilweise durch Diebstahl, wie die Brotkrusten und Milchkannen verrieten, die man in seinem Versteck fand.

Er hatte sich eine geschützte Zufluchtsstätte ausgesucht; Zeugen jedoch versicherten, daß sie ihn im Dunkeln gesehen hätten und vor ihm geflohen wären. Sie haben nie erfahren, daß sie sich vor Kommissar Weymouth gefürchtet hatten. Wie es ihm, nachdem er dem Tode in der Themse entronnen, gelungen war, unbehelligt halb London zu passieren, konnte nie aufgeklärt werden.

Ich kehre zu der Nacht zurück, in der Smith das Geheimnis des Klopfens enträtselte. In einem Auto, das uns am Ende der Dorfstraße erwartete, fuhren wir durch die verlassenen Wege New Inn Courts. Ich fühlte, daß Nayland Smith in dieser Nacht sich selbst übertroffen und das Vertrauen voll gerechtfertigt hatte, das die obersten Behörden in ihn gesetzt.

Wir wurden von einem Kriminalbeamten in das verwahrloste Gemach eines Gelehrten, Weltreisenden und exzentrischen Einsiedlers geführt. Inmitten malerisch verstreuter Fragmente aus unzähligen Jahrhunderten saß in einem großen, geschnitzten Stuhl vor einer hohen Buddhafigur ein gefesselter Mann. Sein weißes Kopfhaar und sein Bart hatten etwas Patriarchalisches; seine Haltung atmete ruhige Würde. Doch seine Augen blieben völlig hinter einer blauen Brille verborgen.

Zwei Beamte bewachten den Gefangenen. „Wir verhafteten Professor Jenner Monde in dem Augenblick, als er eintrat," rapportierte der eine, der uns die Tür geöffnet hatte. „Er hat kein Wort geäußert. Hoffentlich haben wir keinen Mißgriff getan."

„Bestimmt nicht!" erwiderte Smith. Fiebernde Erregung kam über ihn. Ziemlich derb riß er dem Gefesselten Bart und Perücke vom Kopf und schleuderte die Brille auf den Boden. Eine breite, hohe Stirn kam zum Vorschein, und grüne Augen richteten sich mit einem Ausdruck auf ihn, der mir ewig im Gedächtnis haften wird. Es war Dr. Fu-Mandschu!

Ein kurzes Schweigen fiel ein — ein Schweigen, das zu hämmern schien.

„Was haben Sie mit Professor Monde gemacht?" knurrte Smith mit der Stimme einer gereizten Bulldogge.

Dr. Fu-Mandschu zeigte die gleichmäßigen gelben Zähne in jenem herausfordernden Grinsen, das ich so gut kannte. Obwohl Gefangener, saß er so ruhig, als ob er Richter sei. Wahrheit und Gerechtigkeit gebieten mir zu sagen, daß er nicht die leiseste Spur von Furcht verriet.

„Professor Monde wird durch wichtige Angelegenheiten in China aufgehalten," erwiderte er milde. „Seine ziemlich bekannte Persönlichkeit und sonderbare Lebensweise waren hier von wesentlichem Nutzen für mich."

Smith schien sich nicht recht klar darüber, wie er zu handeln habe, und zerrte an seiner Ohrmuschel. Meine Augen wanderten abwechselnd von dem unerschütterlichen Chinesen zu den verblüfften Beamten.

„Was sollen wir tun?" erkundigte sich einer von ihnen.

„Lassen Sie mich und diesen Herrn mit dem Gefangenen allein, bis ich Sie rufe."

Das Trio entfernte sich. Jetzt wußte ich, was folgen würde.

„Können Sie dem armen Weymouth seinen Verstand wiedergeben?" stieß Smith unerwartet hervor. „Ich kann Sie nicht vor dem Henker retten, und" — seine Hände ballten sich krampfhaft — „ich würde es auch nicht tun, selbst wenn ich es könnte. Aber ..."

Fu-Mandschu richtete seine funkelnden Katzenaugen auf ihn.

„Nicht weiter, Herr Smith! Sie beurteilen mich falsch. Ich möchte mich nicht mit Ihnen darüber streiten; aber was ich aus Ueberzeugung oder aus Notwendigkeit vollbrachte, hat hiermit nichts zu tun. Den tapferen Weymouth verwundete ich aus Notwehr. Ebenso wie Sie, beklage ich seinen augenblicklichen Zustand. Ich habe Respekt vor solchen Männern. Es gibt ein Gegenmittel für das Gift der Nadel."

„Nennen Sie es!"

Fu-Mandschu lächelte abermals.

„Das wäre nutzlos! Nur ich allein vermag es herzustellen. Meine Geheimnisse sterben mit mir. Ich werde Weymouths Wahnsinn heilen — doch niemand außer ihm und mir darf sich im Hause aufhalten."

„Es wird von der Polizei bewacht werden!"

„Wie Sie wollen! Ergreifen Sie immerhin Ihre Schutzmaßregeln! In dem Ebenholzkästchen auf dem Tisch befinden sich die erforderlichen Präparate. Ich werde Sie zu ihm begleiten, sobald Sie es wünschen."

„Ich traue Ihnen nicht! Sie führen wahrscheinlich wieder eine verfluchte List im Schilde!" knirschte Smith.

(Schluß folgt.)

Polnisch-Schlesien

Bremisches

Eine sozialistische Weihnachtsbetrachtung.

Kattowitz, den 24. Dezember 1927.

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden!" — Sie singen's in frommen Gesängen mit andachtsvollen Geberden. — „Ehre sei Gott in der Höhe, wir wollen die Ehre ihm lassen. — Doch Friede den Menschen auf Erden, sie hungern in allen Gassen."

Ein Vierteljahrhundert oder noch länger mag es her sein, seit diese Verse an einem Weihnachtsmorgen durch die sozialdemokratische Presse gingen. Und wie gut passen sie noch heute, wie gut passen sie erst jetzt!

Vordem und nachher, immer wieder hat sich der gleiche Gedanke zur Weihnachtszeit zum Wort gemeldet. Dickens hat in der Mitte des 19. Jahrhunderts mit seinen Weihnachtsgeschichten das soziale Gewissen Englands wachgerüttelt. Gegen die satte Behäbigkeit des Spießbürgers, die soziale Verständnislosigkeit der Obern für die Untern, aber auch gegen gedankenlose scheinheilige Wohltätigkeit hat er mit den Waffen des Spottes gekämpft. Und von da bis Anatole France und Gerhart Hauptmann ist es wahr geblieben: der ist kein echter Dichter, dessen Herz nicht den Bedrängten gehört.

Was bedeutet das soziale Mitleid für die soziale Bewegung? Karl Marx hat einst mit Recht gegen eine nur sentimentale Einstellung des Sozialismus gekämpft, die alle politische und wirtschaftliche Denken in einem Meer der Gefühlsseligkeit zu ertränken drohte. War darum Marx ohne soziales Mitleid? Wäre er es gewesen, so hätte er als Professor an der Berliner Universität und kgl. preußischer Geheimrat sein Leben in Ruhe beschließen können. Er hätte es nicht nötig gehabt, gehetzt von Land zu Land zu fliehen und sich in der Fremde mit Frau und drei Kindern als Privatgelehrter und freier Schriftsteller durchzuhungern.

Das führt uns unmittelbar zu der Frage, ob die Arbeiterbewegung bloß eine klassenegoistische oder eine sittliche Bewegung ist. Marx hat den Arbeitern ihr Recht auf Klassenegoismus dargelegt, aber er hat es aus sittlichen Gründen getan, weil er sah, daß die Arbeiterklasse gegenüber dem brutal-gedankenlosen Egoismus der Besitzenden eine weiche, wehrlose Masse war. Er und die anderen, die sein Werk fortsetzten, haben den Willen dieser Masse gehärtet, der dann geweckt, sich selber Waffen schuf für den Widerstand und für den Kampf um große Zukunftsziele.

Aber dieser Klassenegoismus der Notleidenden ist etwas ganz anderes als nur die Summe der eigensüchtigen Triebe aller Einzelnen. Er bedeutet nicht ihre Vervielfältigung, sondern ganz im Gegenteil ihre Aufhebung. Nicht der Kampf gegen die eigene Not, sondern der Kampf gegen die allgemeine Not ist es, der den Sozialisten macht. Und wenn in diesen Tagen unser sozialistisches Empfinden doppelt lebendig wird angesichts der schreienden Gegensätze zwischen der Ueppigkeit auf der einen Seite, der bitteren Not auf der anderen, so ist es nicht persönlicher Neid, sondern soziales Rechtsgefühl, was uns das Blut in den Kopf treibt.

Der echte Sozialist bemitleidet nicht sich selbst, sondern nur die anderen, denen es noch schlechter geht als ihm. Und nicht der Gedanke an sich selbst, sondern der Gedanke an alle seine Leidensgefährten ist es, der ihn zum Kämpfer macht.

Und nur daraus erklärt sich die im ersten Augenblick überraschende Tatsache, daß der Sozialismus vorhandene Klassengegensätze nicht nur aufzeigen, sondern sie auch überbrücken kann. Den Sozialisten erkennt man nicht an der sozialen Einstufung, an der Höhe des Einkommens, sondern an der Gesinnung. Mit vollkommener Selbstverständlichkeit hat die Arbeiterbewegung seit jeher auch solche Männer und Frauen in ihre Reihen aufgenommen, die ihr nicht durch ihre persönliche Klassenzugehörigkeit, sondern durch die Gemeinsamkeit der Ueberzeugung verbunden waren. Diese Ueberzeugung ist aber niemals das Produkt eines kalten Denkprozesses, sie erwächst auf dem Boden sittlichen Empfindens, sie ist nicht denkbar ohne einen starken Einschlag sozialen Mitgefühls.

Und hier ist auch der Punkt, an dem sich der Sozialismus mit der Religion berührt, wo sich zwischen ihm und einem Christentum das nicht in leeren Formeln und Lippenbekenntnissen erstarrt ist, von selbst eine lebendige Verbindung herstellt. Diese sittliche Fundierung unserer Weltanschauung gibt uns das Recht, mit dem Hammer des Gewissens an alle Palast- und Kirchentüren zu schlagen und Einlaß zu fordern für den Geist, der uns beseelt. Sie gibt uns das Recht, mit anklagender Geberde auf jene hinzuweisen, die zu Weihnachten in allen Gassen hungern, und zu sagen, wie schlecht die Schande dieser Erde sich mit der Ehre Gottes in der Höhe verträgt.

Leidenschaftlicher Wille allein vermag die Nöte der Welt nicht zu überwinden, aber wie sollten sie jemals überwunden werden, wenn nicht er, als erste Voraussetzung zu ihrer Ueberwindung, vorhanden ist? Und so mag der Anblick der grellen sozialen Gegensätze, der schneidenden Not, in der Millionen dieses Weihnachtsfest begehen müssen, an alle Herzen rühren, die tieferer Empfindung noch fähig sind, und jene große Menschenliebe wecken, deren reiner Schoß den Erlöser gebiert.

Dr. Budding Reichskommissar im oberschlesischen Schulkonflikt

Regierungspräsident Dr. Budding, Marienwerder, hat laut „Vossischer Zeitung" den Auftrag erhalten, als Reichs- und Staatskommissar im Haag den oberschlesischen Schulkonflikt zum Austrag zu bringen.

•

Es berührt eigentümlich, daß die Reichsregierung ausgerechnet den Herrn Budding als Reichskommissar für den ostoberschlesischen Minderheitsschulkonflikt berufen hat. Herr Budding mag ja sonst ein ausgezeichneter Beamter sein, aber ob er gerade für diese Mission geeignet ist, bezweifeln wir stark. Herr Budding hat seinerzeit als deutscher Staatsvertreter bei der Gemischten Kommission lediglich ein kurzes Gastspiel in Oberschlesien gegeben und kaum Gelegenheit gehabt, sich mit der ostoberschlesischen Minderheitsschulfrage, die für uns von einschneidender Bedeutung ist, eingehend zu befassen. Es scheint uns aber, als wenn die Reichsregierung hier gewissen deutschen Kreisen, die allerdings ebenfalls die Minderheitsschulfrage von einem sehr einseitigen Standpunkte, vor allem dem reinnationalen, betrachten, ein Entgegenkommen gezeigt hätte, was beweist, daß man in Deutschland für das Minderheitsschulproblem sehr wenig Verständnis besitzt. Im übrigen, hat man für diese Mission wirklich niemand anderen gehabt? Mangelt es wirklich an gründlichen Kennern der ostoberschlesischen Minderheitsschulfrage, so daß man zum Herrn Budding zurückgreifen mußte. Wir sind sehr neugierig darauf, wie man den Schritt der deutschen Reichsregierung bei uns in Ostoberschlesien beurteilen wird.

Eine Arbeitszeitverordnung zum 8-Stundentag

Die Arbeitsgemeinschaft beim Demobilmach.-Kommissar — Gallot verteidigt sich — Versprechungen?

Die Arbeitsgemeinschaft war für Freitag, den 23. d. M., zum Demobilmachungskommissar, Ing. Gallot, berufen. Ehe sie sich zu ihm begab, trat sie zusammen, um zu der Arbeitszeitfrage noch einmal Stellung zu nehmen. Erst nach reiflicher Aussprache, die gemeinsam mit den Betriebsräten stattfand, begab sich dieselbe zum Demobilmachungskommissar. Demobilmachungskommissar Gallot empfing mit einer kleinen Verspätung die Vertreter der Arbeitsgemeinschaft und hat zunächst eine Erklärung abgegeben, daß er die Arbeitsgemeinschaft als die höchste Vertretung der Arbeiterschaft anerkennt und keine Gewerkschaft bevorzugt oder benachteiligt, er erkennt sie alle als gleichberechtigt an, folglich sind die Angriffe seitens der einzelnen Blätter (Volkswille) unberechtigt. Dazu stellen wir fest, daß Ing. Gallot nicht nur von der Arbeiterschaft angegriffen, sondern auch von den Arbeitgebern, die sich bereits mit einer Beschwerde an die Warschauer Regierung gewandt haben, angegriffen wird. Zu dem 8-Stundentag erklärte Gallot nun folgendes:

Eine Arbeitszeitverordnung ist fertiggestellt und wird im „Monitor Polski" zur Veröffentlichung gebracht. Eine Abschrift dieser wird den einzelnen Gewerkschaften morgen vormittags (also heute) übergeben. Einiges aus der Arbeitszeitverordnung zur Ueberleitung zum 8-Stundentag wollen wir unter Vorbehalt schon heute veröffentlichen.

Einige der Betriebe, die vom 1. Januar 1928 zum 8-Stundentag übergeleitet werden, wollen wir erwähnen. Zunächst kommen Stahlwerke und Gießereien in Frage mit der Bedingung, daß die Stahlwerke nicht sofort, sondern spätestens bis zum 9. Januar 1928 zum 8-Stundentag übergeleitet werden, weil die Arbeitgeber die Schwierigkeiten, die sich da ergeben, nicht an einem Tage bewältigen können, da die Arbeit von 2 auf 3 Schichten übergeleitet werden muß.

Ferner werden ab 1. Januar 1928 Generatoren, Beizereien und Verzinkereien, Autogen-Schweißereien, Maurer bei warmen Arbeiten, Walzer für Feinblechstrecken, sämtliche Kokereiarbeiter einschließlich der Nebenbetriebe (Benzol-, Kokerei- und Teeranlagen), Kesselheizer mit Handbeschickung, Hochofenarbeiter und Kesselreiniger und sämtliche Arbeiter, die vor dem Kriege bereits den 8-Stundentag hatten, übergeleitet. Weiter die Zinkhütten, Blendemühlen, Materialabfahrer zur Mühle, Rösthütten, Oxydanlagen, Chamottefabriken, gleichfalls Kesselheizer mit Handbeschickung, Säurearbeiter und Füller und sämtliche Arbeiter, die bereits vor dem Kriege den 8-Stundentag hatten. Das Wichtigste ist ferner, daß alle übrigen Betriebe, die noch 10 Stunden arbeiten müssen, bis zum 1. August zum 8-Stundentag übergeleitet werden sollen, jedoch werden Ausnahmen bis spätestens 1. Oktober 1928 zugelassen.

Bis zum 15. Januar 1928 sollen die Gewerkschaften ihre Wünsche zur Ueberleitung der Arbeiter der Reihenfolge nach zum 8-Stundentag vorbringen. Herr Ing. Gallot hat ferner den Gewerkschaften zugesagt, daß er alle Härten, die noch aus der Verordnung entstehen, entgegennehmen und versuchen wird, dieselben gemeinsam mit den Gewerkschaften auszumerzen. Die Versprechungen sind sehr weitgehender Natur gewesen, jedoch mit Recht haben die Gewerkschaften an diesen zum Teil noch gezweifelt. Zu der Verordnung selbst soll am Mittwoch, den 28. d. Mts., vormittags 10 Uhr, im Volkshaus Krol. Huta ein Betriebsrätekongreß abgehalten werden, der endgültig zu dieser Frage Stellung nehmen wird. Zu der Bezahlung der Ueberstunden wollen die Gewerkschaften nachher noch Stellung nehmen, weil sie das Lohnabkommen bisher noch bindet.

Die Wanderung nach Sosnowice und Bendzin

Vor den Weihnachtsfeiertagen pilgerte die schlesische Bevölkerung zu vielen Tausenden nach Sosnowice und Bendzin und besorgte dort ihre Weihnachtseinkäufe. Merkwürdigerweise will diese Wanderung der schlesischen Bevölkerung nicht aufhören, obwohl so mancher Kauflustige in Sosnowice über die Ohren gehauen wurde. Unleugbar erhielt man die neuesten Weihnachtsgeschenke in Sosnowice und Bendzin billiger als bei uns, z. B. in Kattowitz. Die Geschäftsunkosten der schlesischen Kaufmannschaft sind höher als die der Sosnowicer Kaufleute. Man kann in Bendzin und Sosnowice beobachten, was bereits allgemein bekannt ist, daß in einem und denselben Laden mehrere Kaufleute ihre Waren feilbieten. Neben Schuhwaren werden Damenhüte, Damen- und Herrenwäsche und auf der anderen Seite des Ladens Seife und Heringe verkauft. Die Sosnowicer Läden sind wirkliche Warenhäuser geworden, in welchen buchstäblich alles dem kaufenden Publikum angeboten wird. Dadurch sparen die schlauen Sosnowicer Handelsmannen an Miete. Auch die Personallöhne sind in Bendzin und Sosnowice erheblich niedriger als bei uns. Vor allem arbeitet die ganze Kaufmannsfamilie drüben von früh bis spät abends im Geschäft. Sechsjährige Bengels werben die Käufer auf der Straße und schleppen sie in den Laden. Unterwegs preisen sie dem Kauflustigen die Ware an, die die beste von ganz Sosnowice sein soll. Eine jüdische Kaufmannsfamilie beutet sich selbst aus und gibt für das Geschäft das Beste aus sich heraus. Der schlesische Kaufmann ist nicht in der Lage, mit einem Sosnowicer Handelsmann, der auf einer niedrigen Kulturstufe steht, zu konkurrieren. Die schlesische Bevölkerung, die infolge der wahnsinnigen Teuerung schrecklich leidet, wird nach wie vor nach Bendzin und Sosnowice weiter pilgern. Dagegen läßt sich einmal nichts machen und diese Wanderung wird nicht einmal die polnische Eisenbahn aufhalten können, die mit den Personenzügen, trotz der großen Masse der Passagiere recht sparsam umgeht. Wie ganz anders wurde zur Zeit der deutschen Bahnverwaltung vorgegangen. Auf allen Strecken, wo der Verkehr stark war, wurden hauptsächlich vor den Feiertagen besondere Zuggarnituren eingeschoben. Bei uns fällt es niemanden ein, Rücksicht auf die Passagiere zu nehmen. Die Züge von Kattowitz nach Sosnowice und Bendzin waren in den letzten Tagen vor den Weihnachtsfeiertagen derart überfüllt, daß es direkt lebensgefährlich war, eine Fahrt nach Sosnowice und Bendzin zu riskieren. Man muß wirklich staunen, wieviel Leute in einen Bahnwagen einsteigen können. Es sind Hunderte, die dann wie die Heringe im Faß stehen und nicht selten dabei ihre Gesundheit ruinieren. Das Letztere wird von der Bahnverwaltung und den Reiselustigen übersehen.

In der nächsten Zeit soll im Verkehr eine Erleichterung eintreten. Es wird fleißig an dem Ausbau der elektrischen Bahnlinie von Kattowitz bis Bendzin gearbeitet. Ein Teil dieser Strecke konnte bereits dem Verkehr übergeben werden. Am vergangenen Mittwoch wurde die Strecke zwischen Sosnowice und Bendzin dem Verkehr übergeben. Die neuen Straßenbahnwagen, die aus England bezogen wurden, präsentieren sich nicht schlecht und fassen bis 50 Personen. Demnächst soll die Strecke zwischen Sosnowice und Schoppinitz fertiggestellt werden. Die elektrische Straßenbahn von Kattowitz bis Bendzin wird eine Erleichterung für die einkaufslustigen Oberschlesier bringen, die da ihre Einkäufe in Sosnowice und Bendzin besorgen.

Wieder einer ...

Hatte unter dem preußischen Regime der Oberschlesier sehr wenig Aussichten als Staatsbeamter sein Fortkommen zu finden, so unter dem polnischen fast gar keine. Ist es doch etwas alltägliches, wenn wir von der Amtsenthebung dieses oder jenes Beamten, ob von der staatlichen oder kommunalen Behörde, hören. Und so überrascht es uns keineswegs, wenn wiederum berichtet wird, daß der Bürgermeister von Radzionkau, er war früher der erste besoldete Schöffe in Hindenburg, seines Amtes als Bürgermeister von Radzionkau enthoben, und gleichzeitig gegen ihn ein Disziplinarverfahren eingeleitet wurde.

Bürgermeister Bronzel hat jahrelang das Schöffenamt in Hindenburg bekleidet und man muß ehrlicherweise gestehen, er nahm es mit seinen Pflichten ernst. Daß er als Pole allen möglichen Anfeindungen ausgesetzt war, ist nur zu verständlich, aber trotzdem, es fällt uns nicht schwer dies zu gestehen, hat er in der Aufstandszeit, in der er in Hindenburg eine hervorragende Rolle spielte, sehr viel Unheil abgewendet von der Bevölkerung, in dem er sich, wo es ihm möglich war, mit aller Schärfe gegen den Banditismus der Aufständischen wandte. Und schon damals war Papa Bronzel, wie er in Hindenburg genannt wurde, manchem Aufständischen ein Dorn im Auge. — Was für Gründe zu seiner Amtsenthebung maßgebend waren, ist uns zwar nicht genau bekannt, wir gehen aber nicht fehl in der Annahme, daß dieselbe Angelegenheit, für die Bürgermeister Bronzel seinerzeit 3 Monate Gefängnis erhielt und zwar wegen angeblicher Freiheitsberaubung eines Aufständischen, hier entscheidend war. Wie dem auch sei, unter viel schwierigen Umständen konnte sich Bürgermeister Bronzel in Hindenburg halten, aber in dem Lande, für das er seine Kraft zeitlebens eingesetzt hatte, nicht. — Aber es ist nicht der einzige und wird auch nicht der letzte sein. Er teilt das Schicksal der meisten Plebiszitarbeiter der polnischen wie auch der deutschen Seite. Und das muß uns Oberschlesier sehr nachdenklich stimmen!

Tierärztliche Untersuchungen von Pferden im Grenzverkehr

In der Angelegenheit betreffend die tierärztliche Untersuchung von Pferden aus Polen im polnisch-deutschen Grenzverkehr, weist die Kattowitzer Polizeidirektion auf eine Mitteilung des Landratsamtes in Beuthen hin, in welcher die näheren Termine über die tierärztliche Untersuchung, die durch den dortigen Kreisveterinärarzt vorgenommen werden, angegeben sind. Die Untersuchungen werden im Jahre 1928 einmal im Monat und zwar an jedem Mittwoch in der Zeit von 8—12 Uhr vormittags auf dem nördlichen Platz an den früheren Kasernen in Beuthen an nachfolgenden Tagen vorgenommen: Mittwoch, den 4. Januar, 1. Februar, 7. März, 4. April, 2. Mai, 6. Juni, 4. Juli, 1. August, 5. September, 3. Oktober, 7. November und 5. Dezember n. Js.

Wem gehören die Stickstoffwerke?

Der internationale Gerichtshof in Haag hat bereits zwei Mal über die Zugehörigkeit der Stickstoffwerke entschieden, ohne das man weiß, wem eigentlich die Stickstoffwerke gehören: Polen oder Deutschland. Die deutsche Presse brachte die Meldung, daß die polnische These unterlegen und daß die Entscheidung des Kattowitzer Zwillandgerichtes unverbindlich ist. Die polnische Presse hat längere Zeit zu der Entscheidung geschwiegen. Erst vorgestern brachte sie dieselbe Meldung, in welcher gesagt wurde, daß der internationale Gerichtshof in Haag abgelehnt habe, das Urteil Nr. 7 und 8 in der Chorzowerangelegenheit zu interpretieren. Das käme einer Abweisung der deutschen Klage gleich, weil doch Deutschland die nähere Erläuterung des hoch juristischen Urteils, den selbst die Juristen nicht kapieren können, verlangt hat. Jetzt tappeln wir ganz im Dunkeln und wissen nicht, was los ist, ob Chorzow der deutschen Stickstoffgesellschaft oder dem polnischen Staate gehört. Gestern befindet sich wieder über Chorzow eine Notiz in der polnischen Presse, die sich auf einen Artikel im „Berliner Tageblatt" bezieht und von einer deutsch-polnischen Verständigung über Chorzow handelt. Der Artikel im „Berliner Tageblatt" wird als „Probeballon" bezeichnet und wird dahin ausgelegt, daß Deutschland Chorzow vor dem internationalen Gerichtshof verloren habe und jetzt auf Kompromißwege nach retten möchte, was sich retten läßt.

Die Chorzower Werke stellen ein großartiges Objekt dar und es lohnt sich schon darüber zu streiten und zu feilschen. Doch kann es dem Arbeiter, der dort seine Arbeitskraft und Gesundheit opfern muß, völlig gleichgültig sein, wem die Stickstoffwerke gehören. Er muß immer für einen unzulänglichen Lohn schuften.

Kattowitz und Umgebung

Deutsches Theater Kattowitz. Wir machen diejenigen Abonnenten, die nur für 6 Vorstellungen abonniert haben, gelbe Karten, darauf aufmerksam, daß ihr Abonnement bereits abgelaufen ist. Das Abonnenment kann aber für die restlichen 2 Vorstellungen am 2. Januar „Charles Tante", und am 16. Januar „Herodes und Marianne" nachgelöst werden, und zwar am Dienstag, den 27. Dezember von 10 bis 12 Uhr und am Mittwoch, den 28. Dezember von 11 bis 1 Uhr und nachmittags von 4 bis 6 Uhr im Büro des Deutschen Theaters.

Konzert Paul Bender in Kattowitz. Am Montag, den 9. Januar 1928 veranstaltet die Deutsche Theatergemeinde im Stadttheater Kattowitz einen einzigen Lieder- und Arienabend mit Kammersänger Paul Bender, Mitglied der Staatsoper München und der Metropolitanoper Neuyork. Paul Bender gehört zu den auserwählten Lieblingen des deutschen Konzertpublikums. Sein erstmaliges Auftreten in Kattowitz dürfte daher bei dem musikalischen Publikum Oberschlesiens mit besonderer Freude begrüßt werden. Die Begleitung am Flügel hat Professor Ruoff München. Vorbestellungen werden schon jetzt im Geschäftszimmer des Deutschen Theaters — Telefon 1647 — entgegengenommen.

Ein erfreulicher Erfolg. Auf der Maxgrube bei Michalkowitz fanden vor kurzem die Betriebsratswahlen statt, nachdem die ersten auf Betreiben der Polnischen Berufsvereinigung für ungültig erklärt worden sind, deshalb weil letztere Organisation zu kläglich abschnitt. Die jetzigen Wahlen brachten wiederum für die Klassenkampfgewerkschaften, diesmal den Zentralverband, einen sehr erfreulichen Erfolg, denn von den 1920 Stimmberechtigten machten 1591 von ihrem Stimmrecht Gebrauch und nicht weniger als 1234 Stimmen entfielen auf den Zentralverband, der 9 Mandate erhielt und dafür 348 Stimmen für die Polnische Berufsvereinigung, die sich mit 2 Mandaten begnügen muß. — Zweifellos ist das für die Klassenkampfverbände ein erfreulicher Erfolg.

Auszahlung für Erwerbslose vor Neujahr. Um den Erwerbslosen von Groß-Kattowitz die Möglichkeit zu geben, ihre Unterstützungsgelder noch vor dem Neujahrsfest in Empfang zu nehmen, ist seitens des Arbeitsvermittlungsamtes in Kattowitz, ähnlich wie in der Weihnachtswoche, eine Verlegung der Auszahlungstermine vorgenommen worden. Die Auszahlung der Arbeitslosenunterstützung für die letzte Woche im Monat Dezember für die Beschäftigungslosen der Stadtbezirke I und II (Altstadt Kattowitz und Bogutschütz-Zawodzie) im Rathaus Bogutschütz; am Sonnabend, den 31. Dezember im Gemeindehaus Zalenze für die Erwerbslosen aus dem Stadtbezirk III (Zalenze-Domb). Alle Nachzügler aus den Stadtbezirken I, II und III, welche die Unterstützung an den beiden vorgenannten Tagen nicht abholen, erhalten die ihnen zustehenden Gelder nach Neujahr, am Montag, den 2. Januar n. Js. und zwar in diesem Falle im Rathaus Bogutschütz. Im Gemeindehaus Ligota erfolgt die Auszahlung für die Beschäftigungslosen des Stadtteils IV (Ligota-Brynow) gleichfalls am Freitag, den 30. November d. Js. für die Nachzügler am darauffolgenden Sonnabend. Sämtliche Auszahlungen erfolgen in den vorgenannten Tagen in der Zeit von 8½ bis 12 Uhr vormittags.

Weihnachtseinbescherung im Bettlerheim. Nachdem die städtische Bettlerfürsorge in Kattowitz trotz sich ergebender, größerer Schwierigkeiten infolge mangelhaftem Interesse speziell seitens der Bürgerschaft und einem Teil der Kaufmannschaft, allmählich in der beabsichtigten Weise durchgeführt worden ist, konnte man in diesem Jahre das erste Mal auch an die Einbescherung der Bettler herangehen. Bedacht wurden am gestrigen Donnerstag im Bettlerheim 111 registrierte Bettler, darunter 81 Männer und 30 Frauen. Aus Zweckmäßigkeitsgründen, vor allem deswegen, weil es an den notwendigen Geldmitteln mangelte, wurde von der Veranstaltung einer eigentlichen Weihnachtsfeier diesmal Abstand genommen. Allgemein gelangten an jeden Bettler zur Verteilung: Eine Geldspende von 5 Zloty, ½ Pfund Wurst, 1 Paket mit Pfefferkuchen, sowie ein Striezel. Weiterhin ließ man den männlichen Personen ein Päckchen Tabak, den Frauen dagegen 1 Pfund Zucker, sowie 1 Paar warme Strümpfe, welche im Bettlerheim gestrickt werden, zukommen. Bettlern, welche der Fürsorge vollkommen anheimfallen, keiner leichten Nebenbeschäftigung nachgehen und täglich Bons in Empfang nehmen, wurden in Form einer Weihnachtsspende Bons zwecks Entgegennahme von 3 Pfund Brot und ½ Pfund Fleisch für die Feiertage ausgehändigt. — Erwähnenswert ist, daß bereits seitens des Vinzenzvereins eine Weihnachtseinbescherung für alle diejenigen Bettler veranstaltet wurde, welche zur Kirchengemeinde St. Peter-Paul in Kattowitz zählen.

Königshütte und Umgebung

Jägerlatein — eine Ente.

Die „Kattowitzer Zeitung" veröffentlichte am Donnerstag einen aus Königshütte stammenden Bericht, den sie „Im Kampf mit Wilddieben" überschrieb. Auf den Inhalt dieses Berichtes wollen wir erst nicht näher eingehen, feststeht aber, daß die „K. Z." der Phantasie eines Berichterstatters zum Opfer gefallen ist. Das natürlich nichts neues und, offengesagt, solche Reinfälle wird es immer geben und kein Tageblatt wird sie vermeiden können.

Der „Oberschlesische Kurier" aber, dessen Redaktionsstab teilweise die Weisheit mit Schaumlöffeln eingenommen hat, hält es natürlich für angebracht, diesen Reinfall der ihm sehr nahestehenden „K. Z.", seinen Lesern in auffallender Aufmachung zu präsentieren. Und deshalb schreibt er in seiner gestrigen Ausgabe unter der Rubrik Königshütte darüber und das unter der Ueberschrift „Jägerlatein — eine Ente." Auch über dieses Kuriergeschreibsel wollen wir nicht viel Worte verlieren, aber wir wundern uns. Schon diese Ueberschrift ist gelinde gesagt, eine grammatikalische Eselei, wie sie alle Jahrhunderte einmal vorkommt. Und wenn sie dem „Oberschlesischen Kurier" vergönnt war, so ist das sicherlich ein Beweis der großen Gnade Gottes, die einem Teile des Kurierredaktionsstabes zuteil geworden ist und das infolge seiner fabelhaften journalistischen Leistungen auf dem Gebiete der christlichen Weltanschauung in den letzten Wochen. Na, wir sind nicht neidisch! Wenn aber der „O. K." seinen Freunden in der „K. Z." nicht einmal den Reinfall mit der Königshütter Wilddieberei gönnt, so ist es wirklich nicht schön und nicht christlich. Doch wollen wir uns in diese Geschichte nicht allzusehr hineinmischen, aber wie wäre es, wenn die „K. Z." Gleiches mit Gleichem vergelten würde. Und sie hätte soviel Gelegenheit dazu. Nur ein wenig die Geistesprodukte des „Oberschl. Kurier" unter die Lupe nehmen. Wir in der Redaktion des „Volkswille" sind nicht so und darum auch gern bereit, unseren leidenden Kollegen in der „K. Z." unter die Arme zu greifen. — Vielleicht genügen einige Hinweise, die sich sehr verwenden lassen und die vorzügliches Material für Jägerlatein- oder Entengeschichten abgeben. Da hat der gewerkschaftliche Berichterstatter des „O. K." den Bericht über die Warschau-Reise der Gewerkschaftsführer, wegen des Achtstundentages gebracht. Dieser Bericht war allerliebst, warf er doch Kraut und Rüben durcheinander. Sogar wurde darin von einem Achtstundentag an Sonn- und Feiertagen gefabelt. Dieser Bericht war teilweise ausgezeichnetes Jägerlatein und nicht mehr eine Ente, sondern Dutzende. — Und bald nach der Veröffentlichung dieses Berichtes folgte ein zweiter, nach welchem der Kreuz-Korrespondent des „Kurier", übrigens ein Geistesblitze sprühender Journalist, nur sieht man sie im Dunklen nicht, den Führer der christlichen Gewerkschaften, den hochverehrten Herrn Jankowski, über die Stellungnahme der oberschlesischen Arbeiterschaft zum Achtstundentag bezw. zum letzten Betriebsrätekongreß in Königshütte interviewte. Ach, was für ein Meisterstück dieses Interview doch war. Uns fehlen die weiteren Worte vor Ergiffenheit — — — und vor lauter Enten, nein Puten!

Sind das nicht hübsche, allerliebste Winke? — Und wir sind hilfreich, edel und gut usw. — Und damit bezwingen wir uns.

Die Urlaubsfrage für neuangelegte Arbeitslose geregelt

Von seiten unserer Gewerkschaftsmitglieder wird uns geschrieben: Nachdem auf den Gieschegruben im Jahre 1924 und 1925 die Belegschaft von 11 500 Mann auf 5700 reduziert wurde, war die Verwaltung später bei größeren Aufträgen gezwungen im kleinerem Maßstabe wieder Arbeiter anzulegen. Weitere Anlegungen erfolgten während des englischen Bergarbeiterstreiks. Nachdem die vom neuem angelegten Bergarbeiter nach ½- und 1jähriger Arbeitszeit ihre Ansprüche auf ihren tarifmäßigen Urlaub geltend machten, wurden dieselben von der Verwaltung abgewiesen. Urlaub wurde nur für die einjährige Tätigkeit im Betriebe gewährt, während man die früheren Arbeitsjahre, wo so mancher 15—20 Jahre vor der Reduzierung im Bergbau tätig war, nicht in Betracht ziehen wollte. Dabei hat die Spolka „Giesche" selbstverständlich schöne Geldsummen während der letzten zwei Jahre verdient. Beschwerden beim Betriebsrat von einzelnen Personen waren damals zwecklos, weil die damaligen Betriebsräte in der Urlaubsfrage für neuangelegte nicht richtig informiert waren, weil sogar in Gewerkschaftskreisen man sich in dieser Sache im unklaren war, weil das Urlaubsabkommen in einer Zeit abgeschlossen wurde, wo unsere Arbeiterschaft noch in voller Arbeit stand. Wegen der Verweigerung des Urlaubs für die nicht angerechneten früheren Arbeitsjahre herrschte bei den betreffenden Arbeitern eine große Erbitterung, da sich darunter auch Organisierte aus den anderen Gewerkschaften befanden. Mit der Zeit wurden auch auf einmal 4 Mitglieder des Bergarbeiterverbandes, welche ebenfalls Antrag auf Urlaub stellten, abgewiesen. Bei den nächsten Mitgliederversammlungen, welche im September und November 1926 des alten Bergarbeiterverbandes stattfanden, wurde obige Urlaubsfrage, welche auf die Tagesordnung gestellt wurde, ausführlich behandelt. Zur weiteren Erledigung, wurde zur nächsten Versammlung, welche am 5. Dezember 1926 in Janow stattfand, der Bezirksleiter, Sejmabgeordneter Buchwald einstimmig zu dieser Frage eingeladen und auch erschienen ist. Der Beschluß wurde gefaßt, diese Streitsache dem Gewerbegericht zu übergeben.

Am 23. Februar 1927 fand vor dem Sond Przemyslowy in Kattowitz darüber eine längere Verhandlung statt, in welcher vom Vorsitzenden die Klage auf Entschädigung für den zustehenden Urlaub nach 6 Monaten Arbeitszeit abgelehnt wurde, weil nach dem Urlaubsabkommen eine einjährige ununterbrochene Arbeitszeit notwendig ist. Auf die Frage von den Klägern und Vorsitzenden des Gerichts an den Vertreter der Spolka-Akc. „Giesche" Dr. Rutkowski, ob die Verwaltung nach einjähriger Arbeitszeit die früheren Arbeitsjahre zum Urlaub anrechne, wurde dies selbstverständlich zugegeben. Diese Erklärung war für den Vorsitzenden, wie auch für die Kläger zufriedenstellend.

Mithin war zu rechnen, daß auch die Verwaltung der Gieschegruben danach handeln werde. Obgleich in dieser Frage von seiten der Betriebsräte Einspruch erhoben wurde, erachtete man es nicht für notwendig dies allgemein im Betriebe durchzuführen, was auf allen anderen Gruben dies mit der Zeit durchgesetzt wurde. Als im Juli d. Js. von den Klägern des Bergarbeiterverbandes nach einjähriger Arbeitszeit Urlaub beantragt wurde, erachtete es die Verwaltung nicht für notwendig, denselben die früheren Arbeitsjahre anzurechnen. Einsprüche, welche dagegen erhoben wurden, mußten abgewartet werden, weil die Direktion weitere Informationen beim Arbeitgeberverband und der Spolka „Giesche" einleiten sollte. Nach dreimonatlicher Dauer wurde dies von der Direktion den Betriebsräten bekannt gegeben, das die früheren Arbeitsjahre den wiederangelegten voll angerechnet werden und sie mithin nachträglich ihren füheren Urlaub erhalten. Nun wandten sich nach einiger Zeit die Betreffenden an das Meldeamt der Verwaltung, wegen des Urlaubs. Hier wurden sie wieder glattweg abgewiesen, so daß die Betriebsräte wieder von neuem eingreifen mußten, denn es stellte sich heraus, daß der Angestellte des Meldeamt den Verordnungen der Direktion zuwiderhandelte.

Wie schwer es heute ist, ohne Organisation und Betriebsräte was zu erreichen, müssen die Unorganisierten aus obigem eine Lehre ziehen, welche von einer Organisation nebst Betriebsräten nichts wissen wollen. Rechnen wir, das durch Erledigung obigen Streites ein Teil der Arbeiter 8—9 Tage im Jahre mehr Urlaub erhalten, was eine Summe zwischen 50—90 Zl. ausmacht, so muß man diese Arbeiter bedauern, welche infolge Unverstandes sich keiner Gewerkschaft anschließen wollen.

Allen unseren Abonnenten und Parteimitgliedern wünschen wir

Fröhliche Weihnachten

Redaktion und Verlag

Wucherpreise vor den Weihnachtsfeiertagen?

Es ist um einen großen Teil der oberschlesischen Bevölkerung schlecht bestellt, die keine Weihnachtsgratifikationen und all die verschiedenen Geschenkarten erhalten, wenn sie zu Weihnachten ihre Einkäufe machen wollen. Wer nicht in der Lage ist, einen vollgespickten Geldbeutel zu haben, und nicht den von den Geschäftsleuten geforderten Preis bezahlen kann oder will, der ist rettungsvoll verloren. Für den gibt es keine fröhlichen Weihnachten. Dasselbe gilt für den Verkauf in der Markthalle. Wenn, weil es Weihnachten sind, für Gänse 20—30 Zloty, für einen Christbaum, der nicht einmal als Besen bewertet werden kann, 2 Zloty usw., für ein Pfund Fisch bis 3 Zloty verlangt werden, so muß man sich fragen, wer von der Arbeiterschaft kann derartig hohe Preise bezahlen? Aber man kennt sie all die Käufer, die in ihren Geschäften auf gute Preise halten und die vielen Gratifikationanten, die ja das Geld erhalten haben, um die höheren Preise bezahlen zu können. Wo aber bleibt das Gros der Bevölkerung? Diese steht beiseite und grollt innerlich über die Ungerechtigkeit der Welt. Könnte nicht beim Abfordern derart unverschämter Preise die Marktpolizei einschreiten? Und wo bleibt die Preisfestsetzungskommission? Auf dem heutigen Wochenmarkte war in der Preisgestaltung ein Tohuwabohu zu verzeichnen, wie wir es seit Jähren nicht mehr gesehen haben. Der übliche Kriegsschiebergrundsatz: „Jetzt oder nie" trat auch wieder vor dem Feste der Liebe, im Jahre des Heils, Weihnachten 1927, voll in seine Rechte.

Für die kommende Einkommensteuereinschätzung. Auf Grund des Absatz 3 des Artikels 110 des Gesetzes über die Einkommensteuer (Dz. Ust. R. 58, 1925, Poj. 411) zum Zwecke der Einbeziehung der Diensteinkünfte in die Einkommensteuer wird der Wert der in Natura empfangenen Einkünfte nach dem jeweiligen Wert zum 1. Januar berechnet. Um eine gleichmäßige Besteuerung der Arbeitnehmer zu erreichen, hat die Schätzungskommission für die Einkommensteuer für den Bezirk des Königshütter Finanzamis in einer Sitzung den Wert der Einkünfte, die von den Arbeitgebern in Natura verabfolgt werden, nachstehende Mindestnormen festgesetzt: 1. eine Tonne Kohle 18—20 Zloty, 2. Wohnung: a) 1 Zimmer 10 Zloty, b) ein Zimmer und Küche 15 Zloty, c) zwei Zimmer und Küche 25—30 Zloty, d) drei Zimmer und Küche 55—60 Zloty, für jedes weitere Zimmer 12—15 Zloty mehr. 3. Beköstigung für Handwerksgehilfen 60 Zloty monatlich. 4. Unterhaltung für das Dienstpersonal: Dienstmädchen, Köchin usw. 80—120 Zloty monatlich. Es wird besonders darauf hingewiesen, daß obige Normen als Mindestsätze zu betrachten sind, z. B. werden Luxuswohnungen in einer besseren Lage, bessere Lebenskost usw. über die festgesetzte Mindestnorm gewertet. Wenn der Arbeitnehmer noch andere Einkünfte in Natura wie sie hier aufgeführt wurden, bezieht, so wird der Wert zum 1. Januar des Steuerjahres gemäß Artikel 110, Absatz 3 der staatlichen Einkommensteuer genommen.

Von der Zentralbibliothek des Bundes für Arbeiterbildung. Die Bücherausgabe findet nicht am Sonntag, den 25. Dezember statt, sondern am Montag, den 26. dieses Monats um die festgesetzte Zeit.

Deutsches Theater Königshütte. Die Theaterkasse ist am 1. Feiertag von 11 bis 1 Uhr mittags, und am 2. Feiertag ab 11 Uhr vorm. geöffnet. Tel. 150. (Siehe Inserat.)

Ein Appell an die Bürgerschaft. Nach Aufhebung der Wohnungsämter werden sehr oft Klagen laut, auch in der letzten Stadtverordnetensitzung wurden dieselben behandelt, daß sehr viele Wohnungen an Unberechtigte verschachert werden. Es bestehen nach wie vor Verordnungen, wonach der Handel mit Wohnungen verboten ist. Wer unberechtigterweise eine solche Wohnung bezieht, wird durch die städtischen Behörden wieder herausgesetzt. Wie Stadtpräsident Spaltenstein hervorhob, ist im Interesse der Wohnungslosen jeder Fall von Wohnungsverschiebung sofort zur Anzeige zu bringen, denn nur auf diese Weise kann dem Uebel entgegengetreten werden und die Wohnungssuchenden zu einer Wohnung gelangen. Dazu aber bedarf es der Mitarbeit der ganzen Bürgerschaft.

Unbegründet. Bei einigen Eltern, deren Kinder die Minderheitsschulen besuchen, herrscht eine gewisse Aufregung, daß ein großer Teil der gestellten Anträge auf Kleidungsstücke bezw. Schuhwerk unberücksichtigt geblieben ist, dagegen in den polnischen Schulen sollen die Anträge weit mehr berücksichtigt werden. Bei einer Anfrage in der Magistratssitzung am 22. d. Mts. wurde den Stadträten seitens des Herrn Dezernenten der Schule dahin geantwortet, daß die Ausgabe der Kleidungsstücke bezw. des Schuhwerks noch lange nicht beendet ist. Es haben ein großer Teil der Kinder bereits diese Sachen empfangen, da aber alle Anträge erst geprüft werden müssen, geht die Ausgabe derselben sehr langsam vor sich. Also die Aufregung über die Nichtberücksichtigung ist zunächst unbegründet, weil nicht die Schulen da die Hauptrolle spielen, sondern die Bedürftigkeit ist als maßgebender Faktor zu betrachten.

Heute wird alles gestohlen. Daß heute alles, was nicht niet- und nagelfest ist, gestohlen wird, ist nichts seltenes. daß aber ein Preßlufthammer (!) aus der Waggonfabrik im Werte von 500 Zloty verschwunden ist, dürfte einzig dastehen. Jedenfalls hat der Dieb nach Bestellung gehandelt, Anzeige wurde bei der Polizei erstattet.

Myslowitz

Was die Arbeitslosen erhielten. Viele Gemeinden in Schlesien, u. a. die Janower Gemeinde, haben an die Arbeitslosen eine höhere Weihnachtsunterstützung ausgezahlt. Die Stadt Myslowitz ist in dieser Hinsicht sehr zugeknöpft und hat für die Armen blutwenig. Sie zahlt an die ledigen Arbeitslosen 5 Zloty, an die verheirateten Arbeitslosen bis zu 2 Kindern 12 Zloty, von 3 bis 5 Kinder 20 Zloty und über 5 Kinder 25 Zloty. Für dieses Geld werden die Arbeitslosen keine große Weihnachtsfeier veranstalten können, weil das Geld bereits vor Eintritt der Weihnachtsfeiertage verbraucht wurde.

Vergrößerung der Kühlanlage. Die Einrichtung in der Myslowitzer Kühlanlage ist veraltet und muß erneuert werden. In der Kühlanlage steht eine Dampfmaschine, die bereits im Sommer versagt hat. Dadurch hat die Stadt

Der rote Weihnachtsstern

Von Ernst Preczang.

Der Vater kam mit seinen Kindern von der Weihnachtsfeier, die im städtischen Volkshause jung und alt zur Erbauung zusammengeführt hatte. Ein sternvoller Abendhimmel wölbte sich über der weißen Gartenstadt, und nur weit hinten am Horizont zog eine dunkelgraue Schneewolke langsam herauf.

„Erzähle uns ein Märchen“, bat Elfriede.

„Ja!“ Fritz hing sich an den anderen Arm des Vaters. „Ohne Märchen ist keine richtige Weihnacht.“

Der Vater lächelte: „Habt ihr nicht vorhin erst eine Rede gehört, über die es sich nachzudenken lohnt? Oder gefiel es euch nicht, was der Redner sagte?“

„Gewiß“. Fritz dachte nach. „Aber was meinte er mit dem Worte, daß sich am Ende des Weltkrieges die Kraft der Seelen stärker erwiesen habe, als alle Gewalt der Kanonen? Unser Geschichtslehrer sagte uns doch, daß es gerade die Gewalt der Waffen gewesen sei, die auch diesen Krieg beendete und die Unterlegenen in harter Weise bedrückte.“

Der Vater blickte eine Weile sinnend in die Ferne: „Seht ihr jenen Stern dort am Rande der Schneewolke?“

„Die rote, glühende Kugel?... Ja, ja!“ riefen die Kinder. „Ist es der Mars?“

„Nein, der Weihnachtsstern.“

„Der Stern von Bethlehem?“

„Nein, der neue Weihnachtsstern. Es hat eine besondere Bewandtnis mit ihm, Kinder.“

„Erzähle, Vater, erzähle!“ Fritz und Elfriede schmiegten sich dichter an ihn, und während die drei durch den weißen Weihnachtsabend ihrem Heim zuschritten, sprach der Vater:

„Der Stern von Bethlehem ging während dem großen Weltkrieg, dessen Verlauf euch ja aus der Schule bekannt ist, unter. Es heißt, er sei plötzlich erloschen und in das Rote Meer gefallen. Vor Schrecken wohl oder vor Trauer. Mehr als neunzehnhundert Jahre stand er als das leuchtende Symbol des ewigen Friedens über der Menschheit und verkündete ihr: Liebe deinen Nächsten! Liebe deine Feinde!... Aber die Menschen erinnerten sich nur bei feierlichen Gelegenheiten dieser Mahnung und folgten im übrigen dem Haßwort: Töte deinen Nächsten! Töte deine Feinde!... Es gab eine Moral des Wortes, und eine der Tat. Das Wort floß über von schönen Sentenzen, aber die Tat heuchelte nicht und hielt es mit den Kanonen. Ihr seid ja schon beide im Museum gewesen, nicht wahr?“

„Ja“, erwiderte Fritz eifrig. „Und im großen Lichthofe, dort, wo alle die scheußlichen Mordinstrumente der barbarischen Zeit aufbewahrt werden, steht auch ein riesiges Geschütz mit der lateinischen Inschrift: „Acheronta movebo“...

„So lock ich die Hölle“, übersetzte der Vater. „Ein vortrefflicher Wahlspruch! In der Tat haben sie die Hölle gelockt, und sie ist gekommen. Denn die Kanone, die du sahst, war nur eine unter vielen Tausenden und sie alle schleuderten Erzmassen auf den Feind, zertrümmerten Hunderte von Städten und töteten viele Millionen Menschen. Die meisten dieser Geschütze wurden später eingeschmolzen. Man machte Maschinen, Pflüge und andere nützliche Gegenstände daraus.“

„Und warum blieb diese Kanone übrig?“

„Weil sie den letzten Schuß getan hatte.“

„Auch er tötete wohl noch Menschen“, sagte Elfriede traurig.

„Nein.“ Der Vater schüttelte den Kopf, betrachtete nachdenklich den roten Stern, der hinter einem Zipfel der Schneewolke hervortauchte, und fuhr fort: „Mit jenem Schuß, geschah etwas sehr merkwürdiges. Ihr wißt, daß man die Geschütze durch eine elektrischen Vorrichtung zur Entladung brachte. Gerade in dem Augenblick nun, da der Befehl zum Abschuß gegeben war und der Kanonier die Schnur zog, traf die Weisung zur Einstellung der Feindseligkeiten ein. Beides fiel auf die Sekunde zusammen, und nun riefen sie alle: „Halt, halt!“ Die Granate war schon aus dem Rohr. Aber sie schrien so inbrünstig und mit aller Herzenskraft, daß der Strom ihrer ungeheuren Seelenenergie das Geschoß erreichte und es oben in den Wolken festhielt. Und wie sich unten die Spannung löste, sahen sie, daß es ein großer, glühender Stern geworden war, der langsam durch den Raum dahinschwebte.“

„Und fiel nicht nieder?“ fragte Fritz zweifelnd. „Aber die Schwerkraft?“

Der Vater lächelte: „Im Reiche der Märchen gibt es keine Schwerkraft, Fritz.“

„Dann schwebt das Geschoß noch?“ Elfriede sah forschend zum Himmel auf.

„Ja, es schwebt noch.“

„Das ist der neue Weihnachtsstern, Vater?“ rief Fritz. „Dort die rote, glühende Kugel an der Schneewolke?“

„Ein flammendes Herz ist's!“ sagte Elfriede eifrig. „Seht doch den Einschnitt am oberen Rande.“

„Der Wolkenzipfel hängt darüber.“

„Ja.“ Der Vater schaute mit einem Lächeln auf seine Kinder. „Es kommt ganz auf das innere Auge an, Fritz. Ich glaube, Elfriede hat Recht. Es ist ein flammendes Herz. Denn es war ja die Liebe zum feindlichen Menschenbruder, die das Geschoß aus der Bahn des Verderbens lenkte. Es sollte Leben verlöschen, nun aber wurde es selbst zu Licht, das segnend über der Menschheit leuchtet. Denn in dem Augenblick, da dieser Stern aufging, begann eine neue, hellere Zeit. Den Menschen fiel's wie eine Binde von den Augen. Wir waren ja blind, sagten sie und blickten erstaunt einander an. Warum töteten wir uns? Warum verschwenden wir unsere Kraft im blutigen Kampf, warum geben wir sie im unnützen Schaffen von Panzern, Schwertern, Flinten und Kanonen hin? Ist es nicht schöner, friedlich seiner Arbeit zu leben, Wohnhäuser und Eisenbahnen zu bauen und das Leben zu schmücken, statt es zu vernichten? Warum zertrümmern wir die Häuser, Brücken und kunstvollen Bauwerke, da es doch viel nützlicher und herzerfreuender wäre, Neues zu errichten? Und dient ein einziger Pflug, der der Saat ihre fruchtbaren Furchen aufreißt, der Menschheit nicht besser als alle Geschosse, die die reifen Aehren ganzer Felder in den Schutz stampfen? — Was taten wir — und warum taten wir es?... So sprachen die Menschen. Und seht, während sie so in banger, erschreckter Frage standen, strahlte das große flammende Herz zu ihren Häuptern auf, und ein feierliches Singen tönte über die gequälte Menschheit hin: Begrabt alles Hassen! Aber begrabt es nicht nur im Wort. Laßt die Liebe zur Tat werden, auf daß sie nicht predige, sondern helfe und baue. Der Haß tötet die Blüte und läßt den Keim in der Schale erfrieren. Die Liebe ist Werden und Vollbringen, ist Blume und Frucht. Erkennt sie, die in eurem Herzen lebt und das Gute der ganzen Menschheit will. Wagt es, ihr zu folgen. Sie allein ist Retterin, Erlöserin, Befreierin von allem dunklen Wahn. Ihr Licht ist über euch, wenn es in euch ist... Seht, meine lieben Kinder, da schwangen die Seelen sich aus allem Staube der alten Zeit empor, und in ihnen allen sang und leuchtete es. Und eine Kraft erwuchs aus ihnen, die war mächtiger, gewaltiger als alle Waffen der Welt...“

Fritz sagte: „Jetzt verstehe ich Vater, was der Redner sagte.“

Und Elfriede flüsterte: „Sieh, dort ist er wieder, der Stern.“ Ein scheues Bangen war in ihrer Stimme: „Wird er nie, nie mehr herabfallen?“

„Ich glaube es nicht.“ Ein harter Ton kam in die Stimme des Vaters: „Dies aber weiß ich gewiß; er wird nur dann seine ursprüngliche Bahn vollenden, wenn wieder in kranken Seelen der Mordwahn erwachen sollte. Dann allerdings wird er seinen friedlichen Lauf unterbrechen und wird auf die Schänder der Menschheit niederstürzen. Denn es ist besser, diese Wenigen fallen als die Vielen. Besser, das Unkraut wird ausgerottet als die Blüte des Lebens...

Weihnachtslegende

Es war am Heiligen Abend.

Das Dunkel lag schwer über der Stadt, denn die Sterne waren hinter den Wolken. Nur das Licht aus den engen Gassen floß wie ein Blutstrom in das Dunkel hinein und es lag über der Erde wie eine Leidenskrone.

Aus der Stadt schritt ein Mensch. Es war ein Arbeiter. Die Not hatte ihn aus seinem Kellerzimmer getrieben, und nun irrte er über die tiefverschneiten Felder, als ob er etwas suchte. Er wanderte auf ein Licht zu, das an einer Straßenkreuzung flackerte und als er langsam näher kam, sah er einen alten, einarmigen Soldaten an einem Feuer sitzen.

„Guten Abend,“ sagte er und trat in den hellen Kreis. Der Alte nickte nur.

„Sitzt du schon lange hier?“ fragte er weiter.

„Ja, — ich warte.“

„Du wartest? Auf was?“

„Ich weiß nur, daß ich warte,“ sagte der Alte wieder, und in sein Gesicht kam dabei eine Freude, als ob er alles, was er erwartete, schon sähe.

Da dachte der Arbeiter, du willst dich zu ihm setzen und sehen, auf was er wartet, und er nahm einen Holzklotz und setzte sich zu ihm. Lange saßen sie so und schwiegen.

Da kam wieder ein Mann durch die Nacht. Es war ein Bauer. Er war barhäuptig und in einer Wolljacke, als wäre er auf dem Wege in den Stall, um nach dem Vieh zu sehen. In seinem Gesicht lag ein Weinen und eine erbarmende Güte, so daß man nicht wußte, ob ein Schmerz in ihm größer sei als ein Mitleid.

Es war, als ob er die beiden gesucht hätte. Er wälzte sich auch einen Holzklotz zum Feuer und setzte sich zu ihnen, er sagte aber weder „Guten Abend“, noch sonst ein Wort.

Es wurde Mitternacht und immer kälter.

„Jetzt wurde wohl der Heiland geboren,“ sagte der Bauer plötzlich.

„Ja, in dieser Stunde,“ sagte der Arbeiter, „und mit ihm die Liebe, aber sie sind beide schon längst wieder gestorben.“

„Und ich habe sie mit begraben, die Liebe — Tag und Nacht,“ sagte der Soldat. „Mit meiner Flinte habe ich sie erschossen und mit einem Säbel erschlagen. Nun möchte ich sie wieder aus der Erde schaufeln, aber ich bin zu schwach, und darum sitze ich hier und warte, denn ich glaube, daß sie in dieser Nacht wieder aufersteht.

„Glaubst Du das,“ sagte der Bauer, „auch ich möchte es glauben. Mein Sohn hat mich an diesem Abend aus dem Hause gejagt, weil ich keine Kraft mehr habe, zu arbeiten. Ich habe ihm geflucht und ihn verdammt, aber als ich das Licht sah in der dunklen Nacht, da habe ich meine Worte bereut, denn es ist doch mein Sohn, und ich muß ihn lieben, wie die Flamme die Nacht liebt, wenn auch ihre Glut die Nacht nicht erwärmen kann.“

„Glaube ihm nicht,“ sagte der Arbeiter, „es gibt wirklich keine Liebe mehr. Alles ist Haß! Oder sollte ich den Menschen lieben, der mich haßt und meine Kinder hungern läßt? Ich muß ihn wieder hassen.“

„Wo Liebe ist,“ sagte der Soldat, „weiß ich auch nicht, ich glaube aber, wenn wir selber einmal wieder Liebe sind — dann ist alles Liebe.“...

...Wie sie so sprachen, trat eine Frau ans Feuer. Sie fieberte... und unter ihrem zerrissenen, armseligen Kleide hob sich ihre zitternde Brust...

Sie trug ein Kind unter dem Herzen.

„Ihr Männer“, sagte sie, „ich bin die Kathrin aus dem Hirtenhaus droben am Walde, meine Stunde ist gekommen und ich wollte noch hinauf zur Base ins Dorf, aber — ich kann — nicht — — mehr.“

Friede und Freude

Von Bruno Frei.

Weihnachten ist ein Fest des Friedens, so lernen es die Kinder in der Schule. Sie können die Phrase nicht verstehen. Ihre Herzen sind immer voll des Friedens. Sie wissen nicht, daß in der Welt Frieden ein Fest ist — ein nie gefeiertes. Die Erwachsenen wissen es und sehnen sich nach dem verlorenen Paradies der Kindheit, da die Welt voll Eintracht war und voll unausdenkbarer Möglichkeiten. Sie wollen wieder wie als Kinder unschuldig und friedlich sein — einen Abend wenigstens, sie nennen ihn den heiligen. Vergeblich! Zu groß ist die Schuld, zu tief eingefressen das Uebel des Unfriedens. So wird Weihnachten zu einem Fest der Friedenslüge, der Menschlichkeitsheuchelei. —

Nebliger Winterabend. Fröstelnd, die Schultern hochgezogen, hasten die Menschen über den weiten Platz. Schatten von Paletotrücken, hochgeschlossene Halskragen eilen von allen Seiten den Lichtern der Hochbahnstation zu. Verdrossen und müde strebt die Armee der Arbeitsklaven heimwärts. Blendende Reklamestrahlen locken in Konditoreien, Dielen, Kinos, Kabaretts. „Dein Mund...“ erstrahlt in Glühlampenpracht und bezwingt den Nebel, die Finsternis, die Kälte. Die Melange der Großstadtnacht beginnt zu quirln. Unter dem Hochbahnviadukt, vor dem Eingang zur Station, im Brennpunkt des weiten Platzes, steht ein Gerüst. Ein vergitterter Metalltopf mit weitem Schlitz hängt an hohen Stangen. Plakattafeln rufen gebieterisch: „Haltet den Topf am Kochen! — Bereitet den Aermsten eine Weihnachtsfreude!“ Drei Frauen in dunkle Tücher gewickelt stehen singend dabei:

Deiner wartet eine Krone,
Wartet auch ein weißes Kleid,
Komm' gleich dem verlornen Sohne,
Jesus stillet all' dein Leid.

Langgedehnt hallen die Worte des Liedes in die Nacht. Immer die gleichen vier Zeilen, langgedehnt, einschläfernd. Die Frauen machen ein freundliches Gesicht. Sie sind aber häßlich. Die vorüberhuschenden Schatten bleiben stehen. Geldscheine werden in den Schlitz des Topfes geknüllt. Darüber flattert das Banner der Heilsarmee.

An allen Ecken stehen die Töpfe.

Weihnachten sollen alle sich freuen. Also verteilen wir den vorhandenen Vorrat an Freude! Wie verlogen das doch ist! Das ganze lange Jahr kümmert der brave Bürger sich nicht darum, was sein lieber Mitmensch im Wedding treibt, ob er sich freut, oder ob er genug zu essen hat. Jetzt aber, weil es seine eigene Freude erhöht, wenn er schullesebuchgemäß feststellen kann: Weihnachten ist ein Fest des Friedens, lügt er sich eine Art Sozialisierung der Freude zusammen. Sozialisiert das Brot und das Fett, verteilt alles Lebensnotwendige, achtet auf die Lebenskraft, auf die Gesundheit des Volkes, schont das Leben, vertreibt die Not und die nagende Sorge — und kümmert euch nicht um die Freude! Jede Kreatur findet sie selbst — wenn man ihr nur Zeit läßt zu suchen.

Lügt nicht, daß ihr Freude und Frieden spenden wollt, da ihr doch kalt seid und voll Streitlust! Verteilt nicht, was ihr nicht habt — Freude. Ihr schenkt zehn Mark — es ist gut so, jedenfalls besser, als wenn ihr gar nichts schenktet. Aber glaubt nicht, nun sei Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

So billig ist das alles nicht.

Die verdorbene Torte

Humoreske von Jules Renard.

Frau Bornel zerriß, genau der gelochten Linie folgend, den Umschlag des Telegramms und las:

„Nicht auf uns zählen. Erkrankt. Grüße Besey.“

„Wie ärgerlich!“ sagte sie zuerst, dann: „Unerhört! Erkrankt! — ein schöner Grund. Und ich habe alles schon vorbereitet!“

„Das kann doch nur uns passieren!“ meinte Herr Bornel. Frau Bornel überlegte: „Man kann die Sache vielleicht noch einrichten. Morgen kommen die Nolots. Die Torte wird noch frisch sein, da brauche ich nichts anderes.“

Aber als man am nächsten Abend gerade im Salon anzünden wollte, kam ein zweites Telegramm:

„Kommen leider heute unmöglich. Verzeihung. Nolot.“

„Das ist schon wie verabredet“, sagte Herr Bornel. Frau Bornel erblaßte bis in die Lippen. Sie konnte diese Hartnäckigkeit des Schicksals nicht verstehen und riß den Mund weit auf, um nur möglichst viel beleidigende Worte zu sagen.

„Einen um 9 Uhr zu verständigen, welche Ungezogenheit!“ — „Besser spät als nie“, begnügte Herr Bornel. „Uebrigens, beruhige dich, mein Schätzchen, sonst wirst du noch platzen!“

„Du hast gut lachen. Dieses Mal ist die Torte unwiderruflich verloren.“

„Essen wir sie morgen zum Mittagessen!“

„Wenn du glaubst, daß ich für uns eine Torte kaufe —“

„Gewiß, gewiß. Aber da wir doch nichts anderes tun können, sollten wir uns, glaube ich, mit guter Miene dazu bequemen.“

„Also gut, werfen wir eben unser Geld zum Fenster hinaus“, sagte Frau Bornel verbittert.

In ihren Hausfrauengefühlen verletzt, verbrachte sie eine schlechte Nacht, fuhr immer wieder erschreckt auf, während ihr Mann den Schlaf des Gerechten schlief und vielleicht von Vanillecreme träumte.

„Er freut sich schon“, lachte sie zornig.

Aber was man versprochen hat, das muß man halten. Nach dem Mittagessen trug das Mädchen, nicht ohne besondere Vorsichtsmaßregeln, die Torte auf. Die Bornels betrachteten sie. Sie war eingesunken. Die Creme war gelb geworden, drang durch die Spalten nach außen, und die Torte begann in dieser Creme zu ertrinken. Hatte die Torte ursprünglich einer stolzen Burg geglichen, so entsprach sie jetzt keiner Art von Bauwerk mehr, wenigstens keinem, das noch nicht eingestürzt war. Herr Bornel behielt seine Beobachtungen für sich, und Frau Bornel begann die Torte in zwei Teile zu schneiden. Während sie sorgsam bemüht war, diese Teile gleich zu gestalten, sagte sie: „Aha, du schielst schon nach dem größten, du altes Leckermaul!“

Ihr Messer verschwand in der Flut der überquellenden Creme, kratzte auf dem Teller, daß man es in allen Zähnen spürte, aber es gelang ihr nicht, die Grenze festzusetzen, reinliche Trennungswege zu schaffen — immer wieder floß ein Teil in den anderen hinüber. Verzweifelt schob sie die Hälfte der Torte auf ihres Mannes Teller.

„Na also, jetzt stopf dich voll!“

Herr Bornel füllte einen Suppenlöffel voll, blies auf die Creme, weil sie ihm überaus kalt vorkam, und schob das Ganze auf einmal in den Mund. Seine Zunge wollte nicht schnalzen. Er verzog das Gesicht, dann lächelte er verlegen:

„Ich glaube, sie hat einen kleinen Beigeschmack", sagte er.

„Also, da hat man's", sagte seine Frau. „Nichts als Launen. Meiner Treu, ich weiß schon nicht mehr, was ich dir vorsetzen soll. Ach Gott, wie bin ich doch unglücklich mit diesem Manne."

„Koste doch selbst", erwiderte Herr Bornel schlicht.

„Ich brauche nicht zu kosten. Ich weiß von vornherein, daß sie keinen Beigeschmack hat."

„Koste trotzdem. Nimm nur einen Löffel voll, nur einen einzigen!"

„Auch zwei, wenn du willst", knurrte seine Frau. Wirklich schluckte sie zwei Löffel voll hinunter.

„Nun — und? Was willst du denn von der Torte? Vielleicht ein bißchen weich, sonst tadellos."

Aber sie aß nicht weiter. Sie war nicht weit von Tränen, als ihrem Mann ein Einfall kam.

„Weißt du, du hast eigentlich dem Hausbesorger schon lange nichts zukommen lassen, und ich glaube auch, daß er seit Neujahr immer weniger aufmerksam geworden ist. Bringen wir also ein Opfer, geben wir ihm die Torte. Schließlich haben wir noch ein ganzes Leben vor uns, um uns andere Torten zu kaufen, nicht wahr?"

„Gib wenigstens dein Stück zurück", bemerkte Frau Bornel. Sie ließen den Hausbesorger kommen.

Nach Austausch der üblichen Höflichkeiten:

„Erlauben Sie mir, Ihnen diese Torte anzubieten", sagte Herr Bornel und hielt ihm die Torte hin.

„Sie sind allzu gütig", wehrte der Hausbesorger ab. „Sie berauben sich ja.

„Durchaus nicht", erklärte Herr Bornel, „sie geht mir schon bis daher." Er wies auf seinen Kehlkopf und streckte die Zunge heraus.

„Nehmen Sie nur", ermutigte Frau Bornel. „Sie berauben uns nicht. Das war für Sie bestimmt."

Der Hausbesorger hatte die Augen fest auf die Torte geheftet, bewegte die Nasenflügel, zögerte und frug plötzlich:

„Sind in Ihrer Torte Eier drin?"

„Das will ich glauben", antwortete Herr Bornel, „ohne Eier gibt es doch keine feine Torte."

„Dann kann ich sie nicht essen. Ich vertrage Eier nicht."

„Aber was du auch alles weißt, lieber Freund", sagte Frau Bornel milde verweisend, „es ist höchstens ein Eidotter drin, um den Teig zu binden."

„Ich brauche nur eine Henne gackern zu hören, gnädige Frau, und mir wird übel."

„Glauben Sie mir", sagte Herr Bornel, „die Torte ist vorzüglich. Sie wird Ihnen schmecken."

Zum Beweis tauchte er den Finger ein und sog begeistert daran.

„Das mag schon sein", antwortete der Hausbesorger, „ich verstehe ja nichts davon. Jedenfalls mag ich sie nicht. Ich müßte mich übergeben. Entschuldigen Sie — ich danke bestens.

„Nehmen Sie sie für Ihre Frau"

„Meine Frau ist genau so wie ich — sie verträgt Eier nicht. Durch diesen Widerwillen gegen Eier sind wir ja eigentlich zusammengekommen."

„Also für Ihre Kinderchen!"

„Meine Jungen, gnädige Frau, ja — der große hat gerade Zahnschmerzen. Süßigkeiten sind nichts für ihn. Und der kleine, er versteht ja noch nicht, was gut ist."

„Schön", sagte Frau Bornel eisig. „Lassen Sie es, wir zwingen Sie ja nicht. Wir haben ja kein Recht dazu. Es tut mir sehr leid, mein Lieber."

„Schön", sagte Herr Bornel in einem Tone, als wehre er einen Bettler ab

Sie waren gekränkt. Der Hausbesorger merkte ihre Verstimmung. Von Bedenken erfaßt, wollte er sie zartfühlend nicht mit diesem peinlichen Eindruck zurücklassen und frug artig:

„Sie sind doch ein Gelehrter, Herr Bornel, besitzen Sie nicht vielleicht unter Ihren Büchern ein Buch, in dem Glückwünsche für die Namenstage vorgedruckt sind, zum Beispiel für Sankt Nikolaus? Das würde mir viel Vergnügen bereiten und mir sehr viel Arbeit ersparen. Ich würde Ihnen das Buch dann später wieder zurückgeben."

Er bekam nicht einmal eine Antwort. Verwirrt zog er sich rücklings zur Türe hinaus. Er war sich klar darüber geworden, daß er die Beiden beleidigt hatte und nahm sich vor, sie durch Freundlichkeit in seinem beruflichen Wirkungskreis wieder zu versöhnen.

„Der Esel!" sagte Herr Bornel. „Die Leute nagen ja am Hungertuch. Neulich sah ich ihren Kleinen an einem Salatblatt saugen."

„Es war ja nur Hochmut", erklärte Frau Bornel. „Er brannte ja vor Verlangen, die Torte mitzunehmen."

Sie führte diese Behauptung nicht weiter aus.

„Ach sind wir dumm", sagte endlich Frau Bornel. Sie drückte scharf auf den Knopf der elektrischen Klingel. Das Mädchen erschien. „Luise", sagte Frau Bornel trocken, „essen Sie das auf. Und heben Sie Ihren Kuchen für morgen auf.

Luise trug die Torte hinaus.

„Jetzt hoffe ich, hat sie doch einmal genug Nachtisch bekommen. Sie wird die Torte mit selig geschlossenen Augen aufessen."

„Na, das weiß ich noch gar nicht", wandte Herr Bornel ein, „ich möchte jedenfalls nicht meinen Kopf zum Pfande geben. Das Mädchen verfeinert sich, wird Pariserin. Sie hängt sich Glasdiamanten in die Ohren."

„Ich weiß. Seitdem wir sie in unvernünftiger Freigebigkeit einmal in den Zirkus geführt haben, jongliert sie auch mit meinen Tellern. Aber so weit wird ihre Vornehmheit doch nicht gehen, daß sie gegen ihren Magen handelt."

„Na, ich bin noch gar nicht so sicher. Sie kann ebenso gut die Torte verschlingen, wie sie nicht anrühren."

„Das möcht' ich sehen!"

Sie warteten. Dann erhob sich Frau Bornel und ging, so von ungefähr, in die Küche. Glühend vor Empörung kehrte sie zurück. „Rate, wo unsere Torte ist?"

„Rat' mir, ich wette eins gegen hundert, daß du nicht darauf verfällst..."

„Ach, ich beginne zu ahnen..."

„In der Müllkiste!"

„Das ist doch stark!"

„Da soll man diesem Frauenzimmer Opfer bringen. Da soll man sie aus dem Dreck ziehen."

„Gnädige Frau, ich bin nicht hergekommen, um stinkende Torten zu essen." — „Aber ich schwöre bei Gott, daß sie für diese Frechheit bezahlen wird."

Unfähig, ihre Gefühle in Worte zu kleiden, streckte Frau Bornel die fünf Finger ihrer rechten Hand und die drei Finger ihrer linken Hand feierlich gen Himmel.

„Ich kann mir denken", sagte Herr Bornel und zog ein grimmiges Gesicht, „daß du ihr auf acht Tage gekündigt hast!"

„Das will ich meinen."

Sie saßen einander gegenüber und genossen ihre Rache. Sie fühlte ihre Ohren heiß werden, ihre Stirn erglühen und ihre Wangen sich röter färben. Herr Bornel aber wurde von einem Augenblick zum andern düsterer, wie ein sonnenbeschienenes Fenster, vor dem langsam, langsam der Vorhang heruntergerollt wird, der seinen Schatten ausbreitet.

(Berechtigte Uebersetzung von Klara Mautner.)

Ein Weihnachtsabend

Eine Judengeschichte von Salomon Dembitzer.

Nun werdet ihr wieder Weihnachten feiern. Hellstrahlende Fenster werden die menschenleeren Straßen überglänzen, und ihr werdet unter dem Kerzenbaum sitzen und Geschenke verteilen an die Familie und die guten Freunde. Eure Herzen werden freudiger schlagen, und eure Seele, die die schmutzigen Kleider des Alltags abgelegt hat, wird das Geburtstagsfest des nazarenischen Juden Jesus feiern.

Ich aber werde als ein Einsamer durch die Straßen gehen und nur wie von fern eure frommen Freudenlieder hören, werde hören das alte „Friede auf Erden", und ich werde nicht darüber lächeln. Ach, wenn man soviel Verkehrtheit und Irrwahn in der Welt gesehen hat, lächelt kam nicht mehr darüber. Vielleicht werde ich traurig werden und nachdenklich: da sitzen arme, geplagte, sorgenbeschwerte Menschen, die nur einmal im Jahre dazu kommen, die Last des Werktages abzuwerfen und das Fest jenes Nazareners zu begehen.

Vielleicht werde ich mir sagen: diese selben Menschen machen Kriege, verhetzen, verfolgen und töten sich und lassen nicht ab, die Brüder jenes Mannes zu schmähen, den sie da feiern. Und mir kommt die Erinnerung an ein Erlebnis, das ich vor Jahren an einem Weihnachtsabend in einem deutschen Dorfe hatte. Ein Zufall, Stockung auf einer Reise, hatte mich dorthin verschlagen. Verlassen und überflüssig an diesem Orte, mit schneebedeckten Kleidern und durchweichten Schuhen, mit frierendem Körper und frierender Seele, hatte ich vergeblich am verschlossenen Tor des einzigen Gasthauses geklopft. Kein Mensch war auf der Gasse. Da lockte mich der Gesang heller Kinderstimmen zu einem Hause, vor dessen hellerleuchteten Fenstern die Dorfjugend ein Lied sang, das mir unvergessen bleibt:

Abends, wenn es dunkel ist,
In der Weihnachtswoche,
Kommt der liebe heil'ge Christ,
Horcht am Schlüsselloche.
Sind die Kinder brav und fein,
Will er sie beschenken,
Schreibt es in ein Büchelein,
Hübsch daran zu denken.
Sind sie aber grob und schlecht,
Faul und ungewaschen,
Schickt er den Knecht Rupprecht,
Der hat in den Taschen:
Sand, Staub, Nüsse, die nichts taugen,
Wirft es ihnen in die Augen.
Wenn sie dann noch weinen,
Daß die Augen bluten,
Gibt's noch etwas hinterdrein
Mit den Birkenruten.

Lange bin ich in dem fremden kleinen Nest herumgeirrt. Der Schnee deckte mich fast zu, und zähneklappernd ersehnte ich den Morgen, der mir Gelegenheit bringen mußte, aus dieser Einsamkeit hinwegzukommen.

Der Abend war schon sehr vorgerückt, als ich zwei Leute mir entgegenkommen sah. einen Mann mit brennender Laterne und ein junges Mädchen, in Tücher und Pelze so eingehüllt, daß nur ein Paar glänzende, dunkle Augen heraussehen. Sie blieben vor einem kleinen Landhäuschen stehen. Der Mann musterte mich wortlos. Es war anscheinend ein Vater, der mit seiner Tochter von einem Weihnachtsbesuch heimkam. Ein leichter Alkoholdunst umwitterte ihn. Das Mädchen blickte mich freundlich an, so daß ich Mut bekam, zu ihnen hinzutreten und sie anzusprechen: „Wie Sie sehen, bin ich hier fremd, das Gasthaus ist verschlossen — vielleicht wissen Sie, wo man bei Privatleuten einige Stunden bis zum Morgen Unterkunft finden kann?"

Der Vater blickte mich mißtrauisch an, das Mädchen aber sagte bittend: „Gewiß, Vater, der Herr kann wohl so lange bei uns bleiben. Schlafen gehen wir vorläufig doch nicht, da ja unsere Gäste noch kommen... nicht wahr, Vater?"

Mit einer Kopfbewegung lud der Vater mich ins Haus. Angenehme Wärme empfing mich, als ich ein beinahe großstädtisch möbliertes Zimmer betrat, das sogar ein Klavier enthielt. Eine kurze Unterhaltung zwischen uns überschritt nicht die Grenzen großstädtischer Förmlichkeit.

Bald danach erschienen die Gäste, zwei junge Männer mit einem Mädchen. Einer war der Neffe des Hauses, ein Apotheker aus der Kreisstadt, die beiden anderen waren verwaiste Geschwister aus einer benachbarten Ziegelei.

Es schien eine ganze Zeit lang, als störe meine Anwesenheit das Aufkommen einer gemütlichen Stimmung. Der Vater vermied es, mich anzusprechen, und auch die Gäste blieben zurückhaltend. Aber das Mädchen, dessen Frische und Anmut mich berückte, nahm mein ganzes Interesse in Anspruch. Sie war schlank und graziös, brünett und temperamentvoll, und sie übernahm es sogleich, meine Anwesenheit zu begründen und zu verteidigen: „Es ist furchtbar, sich in solcher Winternacht einsam zu verirren, und wer, dem es ebenso erginge, hätte nicht Anspruch auf freundliche Aufnahme bei Christenmenschen?" Ihre Augen sprachen aber noch mehr zu mir: Fremder, nicht nur meine Lagerstätte will ich dir abtreten, auch mein Herz schlägt dir entgegen, mein hier so warmes Herz, das in der Beschränktheit und Steifheit dieser Umgebung zu Grunde geht. Fremder, nicht morgen, nicht übermorgen sollst du fort, denn du wirst mein Herz mitnehmen, wirst mein kindisch zappelndes Herz in deinen Händen behalten...

Der Vater brachte aus dem Nebenzimmer den geschmückten Weihnachtsbaum, und mit den anderen half auch ich, die Kerzen anzuzünden. Dann kamen die Ueberraschungen der Geschenke. Auch für mich kam eine Ueberraschung. Des Mädchens zarte Hände berührten die meinen, und da fühlte ich körperlich, was mir die Augen verraten hatten, dasselbe, was alle Männer der Welt fühlen, die es erleben...

Und dann saßen wir alle um den Tisch herum, aßen und unterhielten uns, scherzten und lachten — so daß ich fast vergaß, daß ich hier ein Fremder war.

Plötzlich wandte sich einer der jungen Leute an mich: „Sagen Sie, erwartet Sie heute niemand beim Weihnachtsbaum?... dann... hätten Sie unseren Wirt und Tochter nicht zufällig getroffen...?"

„Nein", antwortete ich gelassen, während aller Augen auf mich gerichtet waren. „Beim Weihnachtsbaum erwartet mich bestimmt niemand —, denn ich bin Jude."

Die peinliche Stille, die meine Worte bewirkten, hat mir nicht halb so wehe getan, wie der erschreckte Ausdruck in den Augen des lieben Mädchens... Ich fühlte: alles war eingestürzt.

Der Vater brummte etwas in seinen Bart. Er hob die Tafel auf, man ging in das Nebenzimmer, nur das Mädchen blieb zurück. Sie setzte sich noch einmal mir gegenüber und ihre Augen sagten: Ist das möglich... du bist also ein Jude?... Dann sprach sie leise: „Schade, wie schade!"

Auch sie stand auf und verließ das Zimmer.

Und langsam, schweren Schrittes, ging ich zur Tür, zog meine nassen Ueberkleider an und trat hinaus in die finstere, kalte Gasse.

Ich spürte die Kälte jetzt bis ins Herz. Und ich dachte an den Nazarener, dessen Geburtsfest man feierte, und der doch ein Reis des jüdischen Stammes war...

Der „Tiger" an der Front

Von Heinz Lamprecht.

Wenn der ehemalige Frontsoldat in seinen Erinnerungen kramt, dann tauchen zwischen Blut und Grauen heitere Bilder auf von hohen Besuchen in der vorderen Linie, von Generälen, Divisionsadjutanten, Kunstmalern und Berichterstattern, die in ihrem aufgedonnerten Heroismus, in jener Mischung von Wichtigtuerei und Todesangst dem pathetischen Repertoire des Kriegstheaters die kleine menschliche Folie gaben. Eine kompakte Masse, die dem nackten Entsetzen ungefähr mit den gleichen Gefühlen entgegenging wie dem Empfang der täglichen Kommißbrotration, sah für einen Augenblick wieder den einzelnen, das zurückgelassene Ich, das an Stellen eingebildeter Gefahr vor sich und anderen den Heldenmütigen zu spielen pflegte. Man kann das natürlich auch anders ansehen (und wir alle haben es damals anders angesehen), aber im Grunde, nicht wahr, war hier doch das ursprüngliche Verhältnis des Menschen zu den Ereignissen wiederhergestellt. Wir, auf denen mit Granaten getrommelt wurde, wir, die nur auf höheren Befehl oder auf Kommando mörderischer Maschinen in Aktion traten — wir standen außerhalb der Naturgesetze. Aber der kleine Mensch mit den großen Orden und Ehrenzeichen, den ein einziges, hundert Meter seitwärts platzendes Schrapnell in den Staub warf, der auf die Erschütterung durch einen Blindgänger, die wir nicht mehr spürten, nicht bloß automatisch, sondern mit jedem Nerv qualvoll reagierte — das war die eigentliche, die wirkliche Kreatur, die sich noch der Harmlosigkeit eines Vorgangs bediente, um sich selbst in Szene zu setzen. Auf der Gegenseite verhielt es sich nicht anders als bei uns.

Es ist reizvoll, von einem solchen Menschen, der es sich infolge seines hohen Ranges leisten konnte, in einer großen Zeit klein zu bleiben, nach Jahren Dokumentarisches zu lesen. In der naiv erzählenden Weise, die nur den Angelsachsen eignet, macht es sich vorzüglich. Herr Winston Churchill, in den kritischen Frühjahrstagen 1918 Munitionsminister im Kabinett Lloyd George, brachte schon in seinen kürzlich veröffentlichten Erinnerungen mit der Schilderung seines Frontbesuchs prachtvoll unfreiwillige Illustrationen. Jetzt bringt er noch prachtvollere. Durch die Anglopreß läßt er verbreiten, wie er sich gemeinsam mit Loucheur und Clemenceau, dem gefeierten und gefürchteten „Tiger", seines Auftrages entledigte, den Einsatz der französischen Reserven an der englischen Front herbeizuführen. Keine Warnungen besorgter Stabsoffiziere hielten den Tiger davon ab, seine Unerschrockenheit vor jedermann zu beweisen. „Da ich diesen weiten Weg gemacht habe und Ihnen zwei Divisionen schicke, werde ich nicht zurückgehen, ohne den Fluß überschritten zu haben. Ein paar Granaten werden dem General gut tun, sagte er heiter zu dem Chef des Militärkabinetts." Herrn Churchill, der die Führung der kleinen Autokolonne „zur vordersten Linie" übernommen hatte, war es weniger wohl zumute. Der Weg, den er eingeschlagen hätte, „führte nach dem Wald von Moreuil. Ich dachte, wir würden vielleicht mit einigen von Seelys Kanadiern in Berührung kommen. Die Geschütze feuerten jetzt auf beiden Seiten. Die Geschosse pfiffen über unsere Köpfe hinweg. Zu unserer Linken, nach dem Feind zu, war eine niedrige Kuppe mit hohen alten Bäumen. Zwischen diesen Bäumen bewegten sich ein paar dunkle Figuren. Das war unsere Front und letzte Linie".

Das muß man sich vorstellen. Zur Linken, wo sich die „dunklen Figuren" bewegten — das war vielleicht sechs, vielleicht auch achthundert Meter weg. Aber Herr Churchill war ein vorsichtiger Mann, der wohl wußte, welches Kleinod Frankreich seiner Obhut anvertraut hatte, und so machte er dem Tiger vor (obwohl er keine Ahnung von dem Gelände hatte), daß sie „von keiner anderen Stelle einen so guten Ueberblick gewinnen könnten". „Ich war der Meinung, daß wir weit genug vorgegangen seien." Es war ja sooo gefährlich! „Die Granaten platzten nur etwa hundert Meter von uns entfernt." Und in dieser furchtbaren Lage harrten die tapferen Krieger „etwa eine Viertelstunde" aus. „Loucheur und Clemenceau waren in bester Laune und so leichtsinnig wie Schuljungen an einem Feiertag." Oder, wahrscheinlich, wie die „dunklen Figuren", die im Walde von Moreuil in den Granatenlöchern taumelten.

Winston Churchill hatte seinen Bedarf an Eindrücken gedeckt und trieb zur Eile. Er gestattete dem Tiger gerade noch, an englische Offiziere Zigarren zu verteilen, dann kommandierte er Kehrt. Unterdessen überlegte die Weltgeschichte, wie sie dem Tiger noch Gelegenheit verschaffen könnte, eine Probe seines Edelmuts zu geben. „Als wir die große Straße erreichten, platzte ein Artilleriegeschoß mitten in einer Gruppe von Pferden in nicht allzugroßer Entfernung. Ein verwundetes reiterloses Pferd kam auf uns zu. Das arme Tier war mit Blut überströmt. Der 74jährige Tiger ging auf das Pferd zu, ergriff mit großer Schnelligkeit die Zügel und brachte es zum Stehen. Der französische General seiner Begleitung machte ihm ernsthafte Vorstellungen. Clemenceau ging widerstrebend auf seinen Wagen zu. Beim Einsteigen warf er mir einen Seitenblick zu und bemerkte leise: Que! moment delicieux!" Ein zerfetztes Pferd, erstes blutiges Kriegserlebnis des Staatsmanns. Welch ein Glück, daß dies, nachdem man alle Sensationen schon genossen glaubte, noch passierte! Grund genug, im Hauptquartier des Marschalls Petain, wo alles „ruhig und geordnet" war und „ein ausgezeichnetes Essen in einwandfreier Weise serviert" wurde, Loucheur und die Generäle zu necken und „sprunghaft von Scherzen und Späßen zu den ernstesten Gesprächstoffen ohne eine einzige Pause" zu wechseln. Erst in Paris wurde der Tiger wieder dienstlich: „Petain hat Vorsorge getroffen, daß Sie überall empfangen werden, wohin Sie zu gehen wünschen. In seinem Eisenbahnzug wird immer das Essen für Sie bereitgehalten."

Wie beruhigend für Winston Churchill, das zu wissen! Es war eine schwere, verantwortungsvolle Zeit.

Im Alter der Einsamkeit

Von Fl. Agreen-Ussina.

Er war hoch in den Neunzigern. Sein Rücken war ein wenig gekrümmt, und der Kopf war vorgeneigt. Aber gesund und regsam war er.

Jeden Morgen machte er — gut eingepackt — seinen vorschriftsmäßigen Spaziergang, ohne Rücksicht auf Wetter und Wind. Regnete es, so nahm er einfach seinen Regenschirm mit.

Auf seinen Morgengängen verfolgte er die wechselnde Jahreszeit, freute sich über die ersten grünen Knospen und Keime und konstatierte das Vorhandensein der ersten dünnen Eisschicht auf den Wasserpfützen.

Wenn er nach Hause kam, hatte die Wirtschafterin das Frühstück parat. Er aß mit gutem Appetit, zündete sich seine lange Pfeife an, legte sich auf seine Chaiselongue — und schlief ein.

Dann wurde die Pfeife von der Haushälterin diskret entfernt.

Sein gegenwärtiger Hausgeist war dreiundsechzig Jahre alt. Es war die vierte der Reihe. Er hatte ja immer „ältere Damen im besten Alter" gewählt, wie er zu sagen pflegte. Die drei ersten hatten ihm treu und trefflich zwölf, zehn und vierzehn Jahre gedient. Dann waren sie gestorben — alle im Alter zwischen siebzig und achtzig.

Seine letzte Wirtschafterin war erst ein Jahr bei ihm. Aber er hoffte zuversichtlich, daß sie bis zu ihrem Tode bei ihm bleiben werde. Nichts war natürlicher. Daß er selber vor ihr sterben könne, fiel ihm nicht ein.

Warum sollte er denn sterben?

Wenn die Leute hingingen und starben, so war das ihre eigene Schuld. Unbedingt! Dann waren sie eben irgendwie unvorsichtig sich selbst gegenüber gewesen. Das konnte man sich leicht ausrechnen.

Wie gesagt: Er würde nicht sterben. Er war all seiner Lebtage äußerst vorsichtig gewesen. Hatte im Winter Galoschen getragen und im Sommer Stiefel mit doppelten Sohlen. Er packte sich immer gut ein — da machte es nichts aus, wenn man bei jedem Wetter an die frische Luft ging. Das war nur gesund.

Alkohol hatte er nie genossen. Der zerstörte die Nerven. Und Tabak gönnte er sich nur mit Maßen. Rauchte höchstens zwei Pfeifen am Tage — und zwar nikotinfreien Tabak.

Gewürze nahm er nicht zum Essen das schade der Verdauung, sagte er.

Aber jeden Abend, bevor er das Licht auslöschte, trank er eine Tasse Kamillentee.

Worauf er sofort einschlief.

*

An dem Tage,, an dem er hundert Jahre alt wurde, gelobte er sich stillschweigend, nie sterben zu wollen. Unter keinen Umständen.

Es ging ihm ja so gut und wohl hier auf Erden.

Trotzdem wurde er ein wenig wehmütig gestimmt, als die Stuben sich im Laufe des Tages mit seinen Kindeskindern und deren Kindern füllten, die kamen, um ihm anläßlich des Geburtstages Glück zu wünschen.

Er entbehrte etwas. Eine gewisse Leere glitt in die Stube und schien eine Scheidewand zu bilden zwischen ihm und den Kindeskindern, sowie deren Kindern.

Er vermißte seine eigenen Töchter und Jungen. Sie waren sämtlich tot.

Die Söhne hatten sich aufgerieben. Waren von früh bis spät auf den Beinen gewesen. Hatten nie Rücksicht auf ihre Gesundheit genommen — nie an die Grenzen ihrer Kraft gedacht. Hatten vom Morgen bis zum Abend am Telephon gehangen, sich des Nachts mit forcierten Geschäftsreisen ruiniert. Nahmen sie sich endlich einmal Ferien, so machten sie halsbrecherische Automobilfahrten oder gefährliche Segelpartien. Und alle waren gleich entnervend.

Aber tüchtige Menschen waren es gewesen — und Geld hatten sie verdient.

Die Töchter hatten sich Männern des gleichen rastlosen Typs verheiratet.

Und nun waren alle sie tot — alle seine lieben Mädel und gesunden Jungen! Schlechtweg aufgerieben!

Anstatt sich — wie er selbst es getan hatte — aus dem Geschäft zurückzuziehen, solange es noch Zeit war.

Die Augen des Greises wurden feucht, und er wurde schweigsam und verstimmt.

Die Familie merkte es und ließ ihn allein.

Großvater, Urgroßvater, Ururgroßvater müsse sich ausruhn. Er müsse frisch sein, wenn Seine Majestät komme. —

Um vier Uhr hielt das königliche Automobil vor der Tür.

Auf der Straße scharten sich die Menschen. Zwei Schutzleute, die vorher ihre Anweisungen erhalten hatten, traten sofort in Funktion.

Der Hundertjährige sah das Ganze von seinem Fenster mit an — er war gerade von einem Schläfchen erwacht.

Der König trat ein. Und der Greis erhob sich, gesund und beweglich wie ein Fünfzigjähriger: „Ew. Majestät!"

Eine halbe Stunde unterhielt er sich mit dem König — stehend. Er war nicht dazu zu bewegen, sich zu setzen.

Schließlich befestigte Seine Majestät einen Orden auf dem Aufschlag seines Rockes.

Das war der Clou des Tages.

Aber am Abend kam die Redaktion.

Er begann daran zu zweifeln, daß er den Mut haben werde, so lange zu leben, wie er beabsichtige: immer.

Was „immer" bedeutete, war ihm kaum ganz klar.

Ob er den Mut haben würde, seine Enkel sterben zu sehen und deren Kinder — und deren Kinder auch? Zusehen, wie alle, die jetzt auf der Erde lebten, Krankheit und Alter erlagen, und selbst weiterzuleben?

Und von neuem regte sich in ihm die Sehnsucht nach seinen eigenen Söhnen und Töchtern. Stärker und inniger als je.

Und die Sehnsucht nach alten Freunden klopfte an.

Dann aber leerte er resolut seine Tasse mit Kamillentee, löschte das Licht und schlief ein — auf der Stelle.

Am nächsten Morgen erwachte er frisch, froh und ausgeruht wie gewöhnlich.

*

Eines Tages wurde er krank.

Im Rücken fing es an. Es schmerzte und riß dort mit unheimlicher Plötzlichkeit. Er war gerade auf seinem Morgenspaziergang und mußte sich auf eine Bank setzen.

Lange blieb er dort sitzen — er konnte nicht aufstehn.

Endlich erhob er sich doch und wankte nach Hause. Er konnte sich nicht dazu entschließen, einen Wagen zu nehmen.

Seine Haushälterin, die selbst auch in der letzten Zeit gekränkelt hatte, brachte ihn mit Müh zu Bett und schickte zum Arzt.

Als der Arzt kam, lag der Greis in Fieberphantasien.

Es wurde eine langwierige Geschichte.

„Ihr Grovater hat eine unbegreifliche Konstitution!" sagte der Doktor eines Tages zu der Enkelin des Patienten, die zusammen mit einer Krankenwärterin den Greis pflegte. Die siebzigjährige Haushälterin war zu nichts mehr nutze — „Er kann's überstehen. Er ist hundertdrei Jahre nicht wahr?"

Die Enkelin nickte.

Bald darauf entfernte sich der Arzt.

Dem Alten ging es schlechter und schlechter. Das Fieber arbeitete in ihm Tag und Nacht.

Der Arzt begann den Kopf zu schütteln.

Aber eines Nachts entrann er der Macht des Fiebers — und dachte wieder klar. Er dachte an den Tod, dem er trotzen wolle. Und er gelobte sich, nicht nachzugeben.

Er wollte leben.

Den Rest der Nacht lag er wach — als hätte er Angst davor, daß der Tod ihn überrumpeln werde, wenn er schliefe.

Erst gegen Morgen schlief er ein. Fiel in gesunden, ruhigen Schlaf.

Die Krise war überstanden.

Ein paar Wochen später verließ er das Bett,

Alle sahen, wie abgemagert er war.

Er sah es selbst. Er merkte, wie seine Hand zitterte, wenn er seine Pfeife anzünden wollte. Er stand auch nicht mehr fest auf den Beinen. Und seine Augen waren schwächer geworden und füllten sich fortwährend mit Wasser. Mit dem Gehör war's ganz schlimm.

„Schwächling", sagte er höhnisch zu sich selbst und versuchte sich zusammenzunehmen.

Aber die Morgenspaziergänge gab er auf, und er blieb bis spät in den Tag hinein im Bett und döste.

Er hustete oft — ein sonderbarer trockener, hohler Husten war's.

Und er wurde verdrießlich und reizbar.

*

Zwei Jahre darauf starb seine Haushälterin — ganz plötzlich. Im Alter von zweiundsiebzig Jahren.

Das griff ihn sehr an.

Er zog zu der älteren Tochter seines ältesten Sohnes, die ihn während seiner Krankheit gepflegt hatte.

Er konnte sich nicht dazu bequemen, eine neue Haushälterin zu nehmen — und allein konnte er ja nicht wohnen.

In demselben Winter, als er umgezogen war, wurde er wieder krank.

„Das hat man davon, wenn man von einem Ort zum andern rennt," sagte er zu dem Arzt, nach dem er sich im übrigen überhaupt nicht richten wollte.

Eine Woche war er wieder auf den Beinen. Und er begann von neuem seiner Lieblingsidee nachzuhängen, nie sterben, immer leben zu wollen.

Das Ganze sei reine Willenssache, konstatierte er für sich.

Aber eines Tages starb die Enkelin, bei der er wohnte.

Man erzählte es ihm schonend, aber gesagt mußte es ja werden.

Der Greis wurde grau im Gesicht — und seine Fäuste ballten sich, als ziehe er jemanden zur Verantwortung für das, was geschehen war.

Er hatte diese Enkelin mehr geliebt als alle seine andern Enkelkinder. Sie hatte ihm in den letzten Jahren Mutter, Gattin und Tochter ersetzt. Ihr Verlust ließ sich nicht wieder gut machen.

Sie wurde ihm von Gott genommen!

Warum?

Es gab ja genug Menschen, für die das Leben eine Bürde war. Warum nahm Gott sie nicht zu sich?

Er wurde bitter — bitter, gegen Gott und Menschen — und bitter gegen sich selbst.

Und der Tag kam, da er selber zu sterben wünschte — ja, sich nach dem Tode sehnte.

Wozu sollte er weiterleben? Die, die er liebte, wurden ja von ihm genommen!

Jetzt war er müde.

Aber es geschah, daß seine Hand nicht mehr zitterte, wenn er seine Pfeife anzündete. Sein Schwermögen besserte sich, und seine Taubheit verschwand.

Sein Rücken schien sich zu recken.

Die Familie betrachtete ihn als personifiziertes Mirakel.

*

Er fing an, starke Zigarren zu rauchen und Schnaps zum Frühstück zu trinken.

Und bei schlechtem Wetter ging er ohne Galoschen aus.

Und er bekam seine Schelte von der zweitältesten Enkelin, bei der er jetzt wohnte.

Er wurde gesunder mit jedem Tage, der verging.

Seinen Urenkeln und Ururenkeln kam er unheimlich vor.

Er selbst dachte manchmal daran, Selbstmord zu begehen. Vielleicht tat ers auch — niemand weiß es.

*

Er wurde hundertsiebzehn Jahre alt — und zwei Monate, eine Woche und drei Tage.

Er wurde von einem Motorrad überfahren und starb auf dem Operationstisch.

(Mit besonderer Erlaubnis des Verlages Philipp Reclam jun. Leipzig, dem Buche „Auf und nieder" von Agreen-Ussina. Universal-Bibliothek 6596 entnommen.)

Vor dem Kino

Von Elise Feldmann.

Ich sah die beiden in der Straßenbahn.

Er — scharfgeschnittenes junges Technikergesicht — fein angezogen. Spitze Lackschuhe. Rock — Hut — tadellos. Hellgelbe Wildlederhandschuhe. Seidenes Taschentuch. Sie — hasenverbrämtes, graues, billiges Mäntelchen, konfektioniert — schlecht passend; Samthütchen neuester Mode. Ungeschminkte Lippen, ungepuderte Wangen, ungefärbtes Haar. Im blassen Gesicht dunkle, glückliche Augen.

Im geschützten Winkel des halbleeren Wagens finden sie zwei Plätze. Schüchtern schlägt sie ein Bein über das andere, deckt gleich das Kleid darüber. Und sieht ihn von der Seite an. Sie setzen ein Gespräch fort.

— — — Ich hasse es, dutzendmäßig behandelt zu werden. Mir einreden zu wollen, eine solche Handtasche wäre schön. Phrasen zu gebrauchen wie: Das ist sehr beliebt — wir haben schon viele Hunderte davon verkauft.

Aergere dich deswegen nicht.

Einfach eine Gemeinheit, einem das zu erzählen — faustdicke Lügen.

Das macht ja nichts.

Wieso? Tut es dir nicht leid, daß ich dir die Tasche nicht gekauft habe?

Nicht ein bißchen.

Du siehst also ein, daß sie nicht schön war?

Ich sehe es ein.

Und daß sie nichts Ordentliches dort hatten?

Ja, gewiß!

— — — — — —

In welches Kino wollen wir gehen?

In irgendeines, wo es dir gefällt.

Und nachher kommst du wieder zu mir?

Wenn du es willst...

Nur so auf Besuch — nichts anderes.

Sie schwieg.

Mir kommt es vor, du gingst nicht mehr so gern zu mir...

Aber — —

Vielleicht irr' ich mich.

Vielleicht irrst du dich.

Und du siehst mich dann immer so fragend an.

? — — —

Jetzt wieder.

Macht es dich nervös?

Nicht gerade nervös, aber ich vertrag' es nicht.

Du verträgst es nicht?

Nein, das vertrag' ich nicht, so fragend angesehen zu werden. Oder tut es dir vielleicht leid?

Sie schüttelt zaghaft den Kopf.

Das wollt' ich eben wissen, denn weißt du, es wäre mir unangenehm — das Bewußtsein, daß du ein Opfer bringst.

Opfer? — nein — aber.

Aber?

Du mußt wissen, was ich meine. Sagen kann ich das nicht. Du verlangst doch nicht, daß ich dir ewige Liebe schwöre?

Schweigen.

Ich hoffe, du bist nicht so altmodisch. Ich hab' dich gern, du gefällst mir, das muß dir genügen.

Und die Zukunft?

Was für eine Zukunft? Was für lächerliche Grillen! Wir sind beide jung genug...

Sag, was ist dein Vater?

Was hat das damit zu tun?

Ich möcht' es wissen.

Direktor einer Aktiengesellschaft.

Was für Branche?

Kohle.

Ihr habt eine Villa?

Eine Sommervilla auf dem Lande.

Und deine beiden Schwestern wohnen ebenfalls im Sommer mit ihren Familien in Villen?

Hab' ich es dir erzählt, wird es wohl so sein.

Und du wirst wahrscheinlich auch eine heiraten, deren Eltern eine Villa haben.

Ich denk' noch nicht ans Heiraten.

Da muß ich dir auch sagen, wie es mit meinen Familienverhältnissen steht. Mein Vater ist Briefträger.

Schweigen.

Wir wohnen in der Vorstadt.

Ich weiß. Hab' dich ja nach Hause begleitet. Was macht es mir, da du mir gefällst...

Und ich habe zwei Schwestern. Die eine ist Stickerin, die andere Näherin. Der Bruder ist Schlosserlehrling.

Ich kenne nur dich...

Ja, aber ich muß an die Zukunft denken. Wir alle müssen arbeiten, uns gesund erhalten an Leib und Seele.

Mache ich dich krank?

Vielleicht.

Er lacht.

Ich versichere dir, daß du von mir nicht krank wirst. Bin vorsichtig. Lebe sehr hygienisch. Hätte dich auch vor acht Tagen im Kino nicht angesprochen, wenn ich nicht gewußt hätte, daß du ein anständiges Mädchen... kann mich auf meinen Spürsinn verlassen.

Das meinte ich nicht.

Brauchst nicht rot zu werden. Kommt alles vor.

Ich meinte, ich könnte seelisch erkranken, es könnte mir ergehen wie meiner Freundin, die sich aus dem Fenster stürzte.

Weshalb?

Aus unglücklicher Liebe.

Ach so.

Ja, das meine ich.

Wieso?

Weil wir doch ein so ungleiches Paar sind.

Versteh' ich nicht — wir beide sind jung, haben einander gern — ist das nicht genug?

Nein...

Weiß nicht, was du eigentlich willst? Ich hole dich täglich vom Geschäft ab, wir gehen ins Cafee, ins Kino, du kommst ein wenig zu mir — dann, dann begleite ich dich vor zehn Uhr nach Hause — geschieht nicht alles, was du willst?

Was du willst.

Was wir beide wollen Ich frage dich nochmals: tut es dir leid? — Wenn es dir leid tut, dann...

Sie wird plötzlich todbleich — Lippen fahl, Augen wie gebrochen.

Siehst du, daß du nicht mehr von mir loskannst. Erspar' es künftig mir und dir, solche Gespräche über die Zukunft.. wo doch die Gegenwart für uns schön ist.

Nein.

Ist unsere Liebe nicht schön?

Für mich nicht. Da sie mir keinen Frieden und kein Glück gibt. Ich bin viel zu unruhig, habe viel zu viel Angst — und weiß, niemals, ob ich dich morgen wiedersehe.

Wenn ich dir verspreche, daß ich morgen wiederkomme, kannst du mir es glauben.

Aber eines Tages wirst du es nicht mehr versprechen.

Wie kann ich wissen, was eines Tages sein wird? Ich sagte dir bereits, ich kann nicht ewige Liebe schwören. Wenn du das von mir verlangst, ist es besser, du entscheidest dich...

Die Straßenbahn hält vor dem Kino. Die beiden steigen aus. Der Mann voran, schreitet zur Kasse. Das Mädchen stand einen Augenblick im Lichtschein der Reklamen — von grünen, gelben, roten Strahlen übergossen — unbeweglich, starr, mit halbgeschlossenen Augen, wie eine Hypnotisierte.

Der Wagen fuhr weiter. Das Paar entschwand meinem Blick.

Hinter verschlossenen Türen

Seit ein paar Tagen beobachte ich jeden Abend kurz nach dem Abendbrot ein seltsames Phänomen. Das Haus liegt in erhabener Stille. Mit meiner Schreibarbeit beschäftigt, vergesse ich Zeit und Raum um mich. Plötzlich höre ich ein rhythmisches Klopfen, das aus der Nachbarwohnung zu kommen scheint. Es klingt, als klopfe jemand Tausende von kleinen Nägeln in einen Gegenstand. Fast zu gleicher Zeit kommt aus der Wohnung über mir das Geräusch einer schlecht geölten und beharrlich eigene Wege gehenden Säge, die unermüdlich Klotz um Klotz zu zerlegen scheint. In gleichen Intervallen poltert ein gewichtiger Gegenstand auf den Fußboden, so daß ich erschreckt zusammenfahre. Dieses dröhnende Geräusch wird von einer teils brummenden, teils zufriedenen Männerstimme begleitet, an der ich meinen jovialen Nachbar, den Herrn Traugott Schlenzmeier, erkenne. Er ist ein rechtschaffener Mann, Vater eines fünf Jahre alten Kindes, und mir bekannt als ein Mensch, der nicht aus purem Mutwillen allabendlich meine beschauliche Ruhe stören wird.

Was mag wohl die Bewohner unseres sonst so stillen Hauses veranlassen, wie auf Verabredung jeden Abend nach dem Abendbrot meine Ruhe zu stören?

Ich beschließe, der Sache auf den Grund zu gehen, und steige entschlossen eine Treppe höher und poche zaghaft an die Wohnungstür. In dem Manne, der in Hemdsärmeln mit hochrotem Gesicht und freundlichen Augen, in denen ein Schimmer von Glückseligkeit leuchtet, mir die Tür öffnet, erkenne ich meinen Nachbar.

„Nehmen Sie's mir nicht übel, Herr Schlenzmeier, wenn ich Sie störe, aber sagen Sie mir, was zum Kuckuck machen Sie denn seit ein paar Tagen immer nach dem Abendbrot?..."

„Um Gotes willen, pst, pst..." fährt Herr Schlenzmeier entsetzt auf, drückt mir seine rechte Hand auf den Mund, wobei mir ein deutlicher Geruch von Tischlerleim in die Nase steigt, und zeigt mit einer warnenden Geste auf die Tür, hinter der ich die muntere Stimme seines Töchterchens plappern höre. Dann bedeutet er mir, nachzukommen und schleicht auf Zehenspitzen vorsichtig in die Küche. Instinktiv trete auch ich leise auf und folge ihm wie ein Verschwörer. Beim Schein der Küchenlampe streckt Herr Schlenzmeier mit strahlendem Lächeln seine Hand aus und zeigt auf einen Gegenstand, von dem ich im ersten Augenblick wirklich nicht zu sagen weiß, was er darstellen soll. Aus mehrzölligen Brettern ist eine Art Kiste zusammengefügt, der aber sowohl eine Seitenwand als auch der Deckel fehlt. In die restlichen drei Seitenwände sind handgroße Löcher eingefügt, die aber einem gewissen Gesetz der Rechtwinkligkeit Hohn sprechen. Verdutzt starre ich auf das Ungetüm, und Herr Schlenzmeier muß es wohl meinem Gesicht angesehen haben, daß mir die Bedeutung dieses Baues noch nicht eingegangen ist.

„'s wird ein fabelhaftes Puppenstübchen, mein Lieber", flüstert er, und daraus klingt die ganze Seligkeit eines Menschen, der aus Liebe zu seinem Kinde ein Werk beginnt, zu dem ihm die Natur und seine Veranlagung auch nicht die geringsten Voraussetzungen gegeben haben. Etwas verlegen drehe ich mich in der Küche um und betrachte die dort liegenden Gegenstände und Geräte, die er zu seinem heimlichen Werk wahrscheinlich gebraucht. Da sehe ich Hobel, Schraubstöcke, Sägen, Feilen, Bohrer, Leimtiegel, Stemmeisen, Hämmer, und alles ist frisch gekauft und funkelnagelneu. Ich kann es nicht unterlassen, Herrn Schlenzmeier darauf hinzuweisen, daß er doch eigentlich so eine Puppenstube billiger bekommen hätte, als all das Handwerkszeug zusammen kostet.

Inzwischen ist mir auch blitzartig klar geworden, daß das verschiedenartige Getöse im Hause irgendwie mit dem bevorstehenden Weihnachtsfest in Zusammenhang zu bringen ist. Herr Schlenzmeier ist über meine Bemerkung nicht böse, sondern flüstert mir zu: „Gewiß, mein Lieber, da haben Sie schon schließlich recht. Aber die Freude und den Stolz, meinem Lottchen eine Puppenstube selbst gebaut zu haben, die kann ich mir im Geschäft nicht kaufen. Und glauben Sie nicht, daß meinem Kind eine Puppenstube hunderttausendmal wertvoller ist, die Papa selbst gebaut hat, als eine geschniegelte und gestriegelte, die aber keinen Puff vertragen kann?"

Mit einem herzlichen Händedruck und aufrichtigen Segenswunsch für den guten Fortgang seiner Arbeit verabschiede ich mich von ihm und eile, um eine nicht zu unterschätzende Erfahrung reicher, in mein stilles Zimmer. Mit ganz anderen Ohren und ohne jede Spur von Unwillen höre ich jetzt auf das mannigfache Hämmern, Feilen und Sägen um mich. Ich weiß, der Nachbar unten ist ein Fabrikschlosser, der tagsüber schwer in seiner Fabrik arbeitet, und wenn er jetzt abends nach Feierabend noch so emsig in seiner Wohnung bastelt, so kann es sich nur um eine Weihnachtsüberraschung für seine beiden Jungen von 8 und 10 Jahren handeln. Und daß der Mann als geübter Handwerker etwas anderes zurechtbaut als Herr Schlenzmeier, ist mir selbstverständlich. Bei ihm wird es wohl auch die Not sein, die zwei Tugenden schafft: Was er allein zum Weihnachtsfeste baut, ist erstens nicht nur wirklich billiger als gekauftes Spielzeug, sondern zweifellos auch haltbarer und praktischer.

Ein Rätsel dagegen wird mir der Nachbar, Herr Versicherungsinspektor Klemm, mit seiner Bastelwut bleiben. Er ist nicht nur ein gutsituierter, sondern auch ein kinderloser Mann. Er kann es sich leisten, seiner Frau eine Weihnachtsfreude zu machen, die nicht den schwierigen Umweg über seine handwerklichen Künste zurückzulegen braucht.

Der Neugierdeteufel hat mich mit seinen spitzen Krallen gepackt. Ich will und muß hinter Klemms Geheimnis kommen. Detektivische Gelüste steigen in mir auf. Ich beschließe, zu Herrn Klemm zu gehen, und ihn um etwas Schreibtinte zu bitten, da meine ausgegangen sei, und so wie von ungefähr und nebenbei geschickt zu fragen, welches Werk seiner Hände Arbeit zurzeit schafft.

Ueberspringen wir die Schilderung der Ausführung meines raffinierten Schnüfflertricks. Jedenfalls aber weiß ich, welche Weihnachtsüberraschung Herr Klemm seiner Frau zugedacht hat, und weiter weiß ich, daß meine Neugierde mir einen Feind fürs Leben geschaffen hat. Herr Klemm arbeitet nämlich heimlich und im Schweiße seiner 200 Pfund Lebendgewicht an einem Paar — Ballschuhe für seine Gemahlin. Er war im Kriege mal für einige Wochen als Handlanger in die Handwerkerstube seiner Kompagnie abkommandiert und hat sich nun ausgerechnet in diesem Jahre an jene denkwürdige und für ihn etwas unrühmliche Zeit erinnert. Er zeigte mir stolz und selbstbewußt ein Konglomerat aus Leder und Stoff, und behauptete hartnäckig, das wären die zukünftigen Schuhe für seine Frau, und es sei die größte Weihnachtsüberraschung, die er sich in seinem ganzen Leben jemals ausgedacht habe. Beim besten Willen konnte ich seine Auffassung von einer Ueberraschung nicht bezweifeln und stellte mir im Geiste die verdutzte Frau vor, konnte aber andererseits auch nicht umhin, Herrn Klemm zu fragen, ob seine Frau denn wirklich derart komplizierte Füße habe, daß ihr die Schuhe passen sollten. Ich machte ihn höflich darauf aufmerksam, daß er sich mit dem Gedanken vertraut machen solle, daß, so wie ich seine werte Gemahlin kenne, sie am heiligen Abend vielleicht geneigt sein werde, an Stelle von herzlichem Dank ihm den brennenden Weihnachtsbaum um die Ohren zu schlagen; auch dürfte, wenn ich recht unterrichtet sei, ein derartiges Weihnachtsgeschenk ein hinreichender Scheidungsgrund sein.

Auf diese Bemerkung von mir reagierte Herr Klemm mit eisigem Schweigen und klopfte ruhig und gemessen weiter Speile in die Weihnachtsüberraschung. Seinem Gesicht sah ich an, daß er mein Feind bleiben wird, solange wir Menschen der Tradition des Weihnachtsfestes huldigen.

Es mag ein Zufall sein, daß ich jetzt die drei typischen Vertreter der Weihnachtsbastler kennengelernt habe. Die eine Kategorie, die da aus Mangel an Geld und mit handwerklichem Geschick ihren Angehörigen eine Weihnachtsfreude machen will, die andere, die da aus Freude an der Bastelei selbst zum Kind wird, das ja in jedem Manne steckt und spielen will, und hierbei immerhin etwas Brauchbares schafft, und die dritte Kategorie, zu der Herr Klemm gehört, die aus einer unklaren Vorstellung heraus irgend etwas so „Fabelhaftes" erzeugen will, wie es ihr kein Meister und kein Geschäft angeblich liefern kann.

Weihnacht der Armen

Zweitausend Jahre geht ein Sang,
Barmherziger Sang geht durch die Welt,
Nur eine Nacht, die währt nicht lang,
Und läuft erschrocken raschen Gang,
Wenn Schrei vom Weg der Wunden gellt,
Kein Stern hat noch den Weg erhellt,
Zweitausend Jahre horchten bang.

Wir kennen dich, du armes Kind,
Du Bruderkind in Nacht und Stall,
Du junges Leid in Weh und Wind,
So suchten dich die Armen all:
In Güte, wie nur Hirten sind,

Wir kennen dich vieltausendfach,
Du Kind, du Volk in nackter Pein,
Von Hunger schwach, vor Kälte wach,
Dein Tod vertraut im ersten Sein —
Und deiner Hirten Feuerschein
Und deiner Hütte helfend Dach.

Wir litten Weh viel tausendfach —
Du Kind, du Volk, du Menschensohn,
In Wiegennot und Dornenlohn —
Du junges Sein, vom Haß begraben,
Wir reißen dich aus Stall und Grab,
Und was uns nie das Mitleid gab,
Wir werden Weihnacht, Weihnacht haben.

Weihnacht der Armen! Wann wirst du erscheinen?
Hörtest Geschlechter der Trauernden weinen,
Schautest auf Knien Begehren und Bitten,
Weißt, was die Völker in Demut gelitten —
Rette die Armen, erlöse die Deinen!

Weihnacht der Liebe, du Wunderbeginnen,
Schenke den Müttern erbarmendes Linnen!
Stillenden Müttern gewähre das Brot!
Jage aus Hütten den wartenden Tod!
Lehre das Leben, den Atem gewinnen!

Franz Rothenfelder.

Es gibt wohl keinen Haushalt, in dem nicht jetzt, kurz vor Weihnachten, irgendwelche geheimnisvollen Handlungen vollbracht werden. Ob es sich da um Stickarbeiten der Frauen, um Laubsägearbeiten, Brandmalereien, Schnitzereien, Papierklebereien oder sonst irgendwelche Kunstfertigkeiten handelt, alles das dient ja nur dem einen Zweck, zu Weihnachten seinen lieben Nächsten, den Angehörigen, Freunden oder Bekannten eine kleine Freude zu machen. Und wenn deshalb jemand gleich mir durch Hämmern, Feilen, Sägen, Hobeln in seiner Beschaulichkeit gestört wird, so wolle er nicht räsonieren und schimpfen, sondern sich in Geduld fassen, denn von dem ganzen langen Jahr sind es ja nur diese wenigen Wochen vor dem Feste, da „die Axt im Haus" so viele Menschen zu Bastlern und Handwerkern macht und alles einem gemeinsamen Ziele dient: Freude bereiten!

Tiere als Kannibalen

Von Dr. W. Rammner, Leipzig.

Der Kannibalismus, d. h. das Ueberwältigen und Verzehren von Artgenossen, ist im Tierreich durchaus keine Seltenheit. In vielen Fällen zeigt er sogar dieselbe abstoßende Form, die den Kannibalismus beim Menschen zur abscheulichsten Erscheinung macht, die man sich vorstellen kann. Am überraschendsten ist natürlich die Parallele zwischen menschlichem und tierischen Kannibalismus bei den staatenbildenden Insekten; das soziale Zusammenleben oft zahlloser Individuen stellt die Gesamtheit nicht selten vor Probleme, die mit Hilfe des Kannibalismus am „einfachsten" zu lösen sind. So werden bei den Ameisen nicht selten kranke Tiere von den eigenen Artgenossen aufgefressen. Dasselbe Verfahren ist bei den Termiten üblich, die außerdem bei zu starker Vermehrung die überzähligen Tiere nicht erst zu gefährlichen Nahrungskonkurrenten heranwachsen lassen, sondern sie rechtzeitig töten — und verzehren. Geradezu als unvermeidliche „Staatsnotwendigkeit" spielt der Kannibalismus bei der Gründung neuer Ameisenkolonien eine äußest wichtige Rolle. Man hatte sich schon immer darüber gewundert, daß die Ameisenkönigin, die nach dem Hochzeitsflug einen neuen Staat errichtet, monatelang nicht aus ihrem neuangelegten Erdnest herauskommt; sie hat keinerlei Verbindung mit der Außenwelt und verhungert trotzdem nicht. Und die Larven, die sie großzieht, erhalten auch keine Nahrung von außen her und müssen dennoch gefüttert werden. Man vermutete daher, daß bei diesen Staatsgründungen der Kannibalismus von größter Bedeutung ist. Durch die umfangreichen Forschungen und Experimente von Prof. Ed. Meyer ist erst kürzlich diese Vermutung vollauf bestätigt worden. Sowohl die Ameisenkönigin als auch die Larven leben von den Eiern, die die Königin legt, und auch von jüngeren Larven, die gewissermaßen dem Staatswohl, der neu entstehenden Kolonie, geopfert werden. Ohne diesen Kannibalismus könnten die neuen Ameisenstaaten also gar nicht entstehen. Recht überraschend ist das Vorhandensein kannibalischer Triebe bei sonst friedlichen Tieren, z. B. bei Schmetterlingsraupen. Mancher Sammler hat mit diesen „Mordraupen" schlimme Bekanntschaft gemacht. So erlebte es Boelschow, daß sich 64 frisch eingesammelte Bläulingsraupen teilweise gegenseitig auffraßen, teilweise so schwer verletzten, daß kein einziges Tier am Leben blieb! Der schlimmste Kannibale unter den einheimischen Raupen ist die Ulmeneule, die nicht nur unter ihresgleichen wütet, sondern auch anderen Raupen nachstellt und sogar auf die gewöhnliche Blätternahrung völlig verzichtet hat. Die Frühbirneulenraupen überfallen mit Vorliebe die eigenen Geschwister, die sich gerade verpuppen wollen und dadurch wehrlos sind. Auch die Raupen der Stahlmotten stellen anderen Raupen nach und werden gelegentlich durch Vertilgung von Nonnenraupen recht nützlich. Auffallend häufig finden sich derartige Mordraupen in Patagonien, dessen trockene Sommer die Tiere zum Kannibalismus zwingen, wenn sie nicht umkommen wollen.

Kannibalische Gelüste treten nicht selten unter abnormen Bedingungen auf. So vertragen sich gefangengehaltene Eulen gut, solange sie alle kräftig und gesund sind. Beginnt jedoch ein Tier zu kränkeln, so ist es bald verloren: die eigenen Artgenossen töten und verzehren es. Daß sich mehrere in einer Falle gefangene Nagetiere (Mäuse, Ratten) gegenseitig auffressen, ist allgemein bekannt. Hält man mehrere Ratten in einem gemeinsamen Käfig gefangen, so genügt es oft schon zum Erwecken kannibalischer Gelüste, ein Tier in den Schwanz zu kneifen, so daß es schreit. Die Genossen fallen schleunigst über das schreiende Tier her und fressen es auf. Terraienbesitzer machen auch nicht selten die unangenehme Entdeckung, daß etwa einer ihrer kleinen Salamander dem Kannibalismus eines größeren Artgenossen zum Opfer gefallen ist. Zierfischliebhaber wissen oft von ähnlichem Mißgeschick zu berichten, das ihre Schützlinge betroffen hat!

In der freien Natur ist der Kannibalismus unter normalen Lebensbedingungen nicht minder häufig. Man kann ganz allgemein sagen, daß die räuberischen Tiere, vom kleinsten Insekt bis zum größten Raubsäugetier, über ihresgleichen herfallen, wenn sie der Hunger treibt und der Artgenosse schwächer ist. Die schlimmsten Räuber unter den niederen Tieren sind z. B. die Wasserkäfer und ihre Larven. Sie fressen sich ohne weiteres gegenseitig auf, so daß es ganz unmöglich ist, etwa mehrere Gelbrandlarven gleichzeitig in einem Aquarium zu halten. Binnen kurzem sind alle bis auf eine dem gegenseitigen Sichauffressen zum Opfer gefallen. Ja, im Freien sind für die junge Gelbrandlarve die eigenen Geschwister die erste Nahrung überhaupt! Dieser Kannibalismus in der krassesten Form ist bei ihnen durchaus normal. Etwas Aehnliches findet sich nur noch bei anderen Wasserkäfern, bei den Larven der Puppenräuber (Käfer) und, wie schon geschildert wurde, bei gewissen Schmetterlingsraupen. Libellenlarven fallen ebenfalls nicht selten über ihresgleichen her, und die erwachsenen Libellen scheuen sich keineswegs, kleinere Libellen zu jagen, sind diese erst frisch geschlüpft und daher im Fliegen noch ungeschickt, so werden sie gar leicht eine Beute dieser Kannibalen. Bei vielen Spinnen ist es üblich, daß das stärkere Weibchen nach der „Hochzeit" das kleinere Männchen zu überwältigen sucht; oft genug gelingt dieses Vorhaben, und ein kannibalisches Mahl beschließt dann das Hochzeitsfest. Ueberhaupt kann man nicht selten beobachten, daß sich die beiden Geschlechter außerhalb der Paarungszeit feindlich sind. So beißt der männliche Hamster das Weibchen sofort tot, wenn es ihm auf seinen Streifzügen begegnet. Selbst bei den kleinsten Tieren ist Kannibalismus beobachtet worden, bei Rädertierchen und den winzigen einzelligen Trompetertierchen, die ihre nächsten Verwandten in ihren Schlund hineinstrudeln und verdauen.

Bei recht vielen Tieren ist besonders die Nachkommenschaft durch kannibalische Gelüste eines oder beider Eltern gefährdet. Diese biologisch durchaus unverständliche Erscheinung ist besonders bei Hausschweinen und Kaninchen verbreitet. In Zeiten der Not fressen selbst die Wildschweine ihre eigenen Jungen auf. Bei Fischen ist es recht häufig festgestellt worden, daß die junge Nachkommenschaft von den eigenen Eltern verschlungen wird; dem Aquarienbesitzer macht diese üble Gewohnheit natürlich oft genug Kummer, da er sich nach einem solchen Unglücksfall um seine viele Mühe um eine gute Nachzucht betrogen sieht. Besonders müssen die Männchen von den Jungen ferngehalten werden. Den jungen Krokodilen und Raubsäugetieren, aber auch vielen friedfertigen Tieren wird besonders der Vater gefährlich, in dem der Anblick seiner Sprößlinge häufig nur kannibalische Triebe zu erwecken scheint. Die Mutter sucht daher in vielen Fällen mit List die Jungen vor ihm zu verbergen. Selbst dort, wo die Eltern erst Brutpflege treiben, die Eier also besonders schützen, zeigt sich mancherlei Kannibalismus, so bei manchen Fischen, besonders auffallend aber bei der weiblichen Maulwurfsgrille, die erst eine Höhle für ihre Eier gräbt, diese und dann auch die geschlüpften Jungen lange bewacht, schließlich aber doch einen Teil ihrer Kinder allmählich verspeist!

Das moderne Mädchen nach dem Herzen des Mannes.

In einer bürgerlichen Korrespondenz lesen wir:

Die Tugenden die einst als die höchsten jedes jungen Mädchens bezeichnet wurden, wie Häuslichkeit, Schüchternheit, Sparsamkeit, stehen heute nicht mehr hoch im Kurs. Die weibliche Jugend bemüht sich jedenfalls, das gerade Gegenteil davon zu sein und es scheint, als ob sie damit dem Geschmack der Männerwelt mehr entspricht. „Man erzählt uns zwar," schreibt Lady Kitty Vincent, „daß die Männer die Mädchen heiraten, die sie achten, die tüchtige Hausfrauen sind und gute Mütter zu werden versprechen. Aber ich bin von dem Gegenteil fest überzeugt. Auch hier regelt sich das Angebot nach der Nachfrage. Wenn stille, häusliche Mädchen hauptsächlich als Frauen begehrt würden, dann würde sich die moderne Frauenwelt diesen Wünschen rasch anpassen. Da sie dies nicht tut, wird sie ihre Gründe haben. Der junge Mann von heute verlangt von einem Mädchen, daß es gut tanzt, Sport treibt und von allem amüsant ist. Die Tatsache, daß sie gut kochen kann, läßt ihn kal. Ich will kein Urteil darüber abgeben, sondern stelle nur Tatsachen fest. Das schüchterne Hausmütterchen von einst ist nicht der Typ, den der Mann zur Frau begehrt. In der Theorie mag wohl mancher solch eine Unschuld ersehen, aber in der Praxis beschäftigt er sich nur mit dem Mädchen, das mit ihm ausgeht, und wenn er erst mit ihr tanzt und Sport treibt, dann heiratet er sie auch.

Lustige Ecke

Die Grabrede.

In der Maschinenfabrik von Schieß in Düsseldorf geschah vor Jahren ein Unglück, dem der Werkmeister Runge und der Arbeiter Kampf zum Opfer fielen. Die beiden waren sofort tot. Als sie begraben wurden, ging auch der Geheimrat Schieß mit im Leichenzug. Am Grabe hielt der Geistliche eine Rede, in der er die Tugenden der beiden Verunglückten pries, ihren Fleiß und ihre Plage. Seine Rede schloß er schwungvoll mit dem herrlichen Satze:

„Runge, du hast ausgerungen! Kampf, du hast ausgekämpft!"

Da flüsterte Geheimrat Schieß einem neben ihm stehenden Beamten seines Werkes zu:

„Anstandshalber kann ich mich von dem Manne nicht begraben lassen."

Börsenkurse vom 24. 12. 1927
(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . .	1 Dollar	amtlich	= 8.91 3/4 zł
		frei	= 8.93 zł
Berlin	100 zł	=	46.92 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.	=	213.25 zł
	1 Dollar	=	8.91 3/4 zł
	100 zł	=	46.92 Rmk.

Schaden gelitten, der um so empfindlicher war, weil die Auslandseinkäufer von Fleischwaren sich nach Kattowitz und Königshütte wandten. Die beiden Städte haben modern eingerichtete Kühlanlagen. Aber auch sonst erlitt die Stadt Schaden in der heißen Sommerzeit, weil viel Fleisch verdorben wurde. Die Stadt wollte sich überzeugen, ob mit der alten Einrichtung noch weiterhin ein Auslangen gefunden werden kann und ersuchte zwei Ingenieure von der Myslowitzer Grube um ihr Gutachten. Das Gutachten wurde abgegeben und lautete auf Anschaffung neuer Maschinen. Die Stadt hat sich entschlossen, neue Maschinen mit elektrischem Motor für 140 000 Zloty anzuschaffen. Diese Anschaffung ist als der Anfang einer Vergrößerung der Kühlanlage anzusehen, die insgesamt 650 000 Zloty kosten dürfte und mit der Zeit durchgeführt wird.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Vom Finanzamt Schwientochlowitz. In den letzten Tagen werden außerordentlich viele Klagen laut, gegen das Finanzamt Schwientochlowitz, dessen Beamten in der Pfändung außerordentlich rigoros vorgehen. Hauptsächlich handelt es sich um Kaufleute, die durch überlastete Steuerzahlungen heute schon auf sehr schwachen Füßen stehen. Es sind meistens Steuerrückstände aus dem Jahre 1923, 1924 und 1925. Trotzdem auch die einzelnen Gewerbetreibenden gegen die höhere Einschätzung Einspruch erhoben haben, wird den Steuerzahlern einfach erklärt, daß die Steuern bezahlt werden müssen. Selbst Arbeitslose werden vor solchen Maßnahmen nicht verschont, so z. B. pfändete ein Beamter einen 57jährigen Ehemann in Scharley, der seit 1. Januar 1924 ohne Erwerb ist, das Eigentum der Ehefrau und zwar eine Nähmaschine, die sie zum Unterhalt der Familie dringend benötige, obwohl sie nachweisen konnte, daß sie diese Maschine schon als Mädchen besessen habe. Die Steuerrückstände sind bisher auf 321 Zloty angewachsen. Aber dadurch ist auch dem Staate nicht geholfen, da er unmöglich Maßnahmen billigen wird, die auf den Ruin des Gewerbetreibenden hinauslaufen. Eine sanftere Behandlung in der Eintreibung der Steuern wäre hier schon am Platze.

Sportliches

Sport an den Weihnachtsfeiertagen.

1. Feiertag:

Beuthen 09 — Amatorski Königshütte.

Am 1. Weihnachtsfeiertage weilt der Spiel- und Sportverein Beuthen O.-S. als Gast des K. S. Amatorski in Königshütte. Die Beuthener werden in der besten Besetzung erscheinen.

Schwientochlowitz. Slonsk Schwientochlowitz — K. S. 06 Zalenze.

Chropaczow. Czarni Chropaczow — K. S. Chorzow.

Scharley. Odra Scharley — Pogon Friedenshütte.

Ruda. Slavia Ruda — Slonsk Siemianowitz.

2. Feiertag:

Schwientochlowitz. Slonsk Schwientochlowitz — Sportfreunde Königshütte.

Scharley. Odra Scharley — Iskra Laurahütte.

Lipine. Naprzod Lipine — Amatorski Königshütte.

Ruda. Slavia Ruda — Deichsel Hindenburg.

Entscheidungsspiel um die oberschlesische Meisterschaft

Mit der größten Spannung erwartet man das Zusammentreffen der Meisterschaftsfavoriten, welches am 1. Januar stattfinden wird. Beide Mannschaften, Amatorski Königshütte und Zalenze 06, befinden sich augenblicklich in sehr guter Form und es wird wohl heiß zugehen.

Alfred Freyer †.

Wie unseren Lesern bekannt sein wird, brannte am Mittwoch das Schloß des Grafen Tarnowski in Dzykow ab, wobei acht Personen ums Leben kamen. Unter den Toten befindet sich Polens bekannter Langstreckenmeister Freyer. Seine leichtathletische Laufbahn begann Freyer beim 1. F. C. Kattowitz und errang große Erfolge auf allen Aschenbahnen in Polen. Am bekanntesten machte sich Freyer in Oberschlesien durch seinen Sieg im Polonia-Lauf, sowie im Marathonlauf. Zuletzt startete Freyer für Polonia Warschau. Mit ihm verliert Polen einen der aussichtsreichsten Olympiakandidaten.

Oberschlesische Olympia-Teilnehmerinnen.

Der polnische Leichtathletenverband hat folgende Frauen aus Oberschlesien zur Teilnahme an der Olympiade bestimmt: Für Kurzstreckenläufe: Bräuer, Schoppinitz; für Langstreckenläufe: Kilos, Schoppinitz, und Berono, Kattowitz 06. Alle entstehenden Unkosten trägt der Landesverband. Für die Vorbereitungskurse ist das Stadion in Königshütte in Aussicht genommen. Die Nennung der Oberschlesierinnen zur Olympiade ist ein Erfolg des G. O. Z. L. A., der durch seine Haltung dem hiesigen Sport einen großen Dienst erwiesen hat.

Die Wohnung des modernen Arbeiters

Obwohl wir zu diesem Thema bereits Stellung genommen haben, dürfte es doch nicht Schaden in Anbetracht der Wichtigkeit dieses Problems, wenn wir einen anderen Autor zu Worte kommen lassen. Die Red.

„Zeige mir deine Wohnung, und ich will dir sagen, wer du bist." Ein Wort, in dem entschieden viel Wahrheit enthalten ist, denn gerade in der Art und Weise, wie sich ein Mensch sein Heim einrichtet, offenbart sich seine Persönlichkeit. Und wie jeder Mensch seine Eigentümlichkeiten hat, so zeigt auch jede Wohnung ein anderes Gepräge und legt beredtes Zeugnis von dem Charakter ihres Inhabers ab. In der Einrichtung einer Wohnung offenbart sich persönlichster Gestaltungstrieb, der Trieb, sich eine Umgebung zu schaffen, in der der innere Mensch seine äußere Ergänzung findet. (Wie das Gesicht eines Menschen, der Spiegel seines Innern ist.) Man sieht also daraus, daß ein enger Zusammenhang zwischen dem Menschen und seiner Wohnung besteht.

Zuerst bauten sich die Menschen Hütten. Sie mußten sich gegen die Witterungsunbilden, gegen Hitze und Kälte schützen. Sie schufen sich einen Unterschlupf: eine Höhle, eine Hütte, je nach Zweckmäßigkeit. Von einer Einrichtung dieser Wohnungen in unserem Sinne war zunächst keine Rede. Die Gegenstände, die darin lagen, standen, hangen, waren äußerst einfach und lediglich dazu bestimmt, ihrem Zweck zu dienen. Luxus oder Unnötiges gab es nicht. Doch nach und nach wurden die Menschen durch ihre Lebensweise immer mehr dazu gezwungen, längere Zeit in den Behausungen zuzubringen und statteten diese immer mehr nach der Seite der Bequemlichkeit aus. Aber während man zunächst alle Dinge, die nicht unbedingt zum Leben notwendig waren, aus der Wohnung verbannte, ließ man später viele Dinge darin, die man immer zur Hand oder auch nur zu Gesicht haben wollte, und damit sammelte sich naturgemäß in der Wohnung vieles an, was man später aus Pietät oder sonstigen Gründen nicht daraus verbannen wollte. Die Wohnung wurde schließlich geradezu zu einem Museum, was sich bei Minderbemittelten darin äußerte, daß sie die mehr oder weniger guten Bilder ihrer Familienangehörigen aufhängten und sonst irgendwelche Erinnerungsgegenstände aufstellten, zum Beispiel die meist so geschmacklosen Reiseandenken. Sie glaubten damit jenes ungewisse Etwas zu erzielen, was man „Gemütlichkeit" nennt. Doch was der eine hatte, wollte der andere auch haben. Und so fand vieles in der Wohnung Platz, was für ihren Bewohner nichts bedeutete, sondern nur dazu diente, jedes nur freie Plätzchen, jede freie Wand irgendwie auszufüllen. Die Einrichtungsgegenstände paßten sich natürlich diesem Bedürfnis an, und so entstanden die Sophas mit ihren mächtigen Aufbauten, die Konsole, die Glasschränke, in denen nicht nur das zur Lebenshaltung nötige Geschirr aufbewahrt wurde, sondern auch alle möglichen schlechten und geschmacklosen Ziergläser. Die Fenster wurden mit Gardinen verhangen, die dem Ganzen ein „trauliches" Halbdunkel verleihen sollten. Aber etwas anderes war auch da, was bei der Hausfrau keine ungetrübte Freude über ihre Wohnung aufkommen ließ und was sich besonders in der Großstadt unangenehm bemerkbar machte, der Staub. Auch dem Ungeziefer wurde die beste Zuflucht geboten, und so hatte die arme geplagte Hausfrau alle Hände voll zu tun, wenn sie eine solche Wohnung in Ordnung halten wollte. Die beste Zeit des Tages, die Vormittagsstunden, mußten dafür geopfert werden, ja, die Hälfte ihrer Arbeitszeit mußte die Hausfrau für das „Aufräumen" verwenden. In den bürgerlichen Haushalten, wo der Hausfrau ein Dienstmädchen zur Verfügung stand, ging das noch an. Wie aber lagen die Verhältnisse bei der werktätigen Bevölkerung? Die Frau mußte oft ebenso wie der Mann verdienen und befand sich dann den meisten Teil des Tages außer Hause. Sie konnte nicht so, wie das wirtschaftlich bessergestellte Bürgertum, dieser Arbeitslast, die ihr die im alten Stile eingerichtete Wohnung auferlegte, Herr werden. Und so kam es nicht selten vor, daß die Wohnung in Verfall geriet, da Neues nicht angeschafft werden konnte. Der Mann fühlte sich nicht wohl in seinem Heim, er ging ins Wirtshaus und vertrank sein Geld. Man sieht also, welch furchtbare Folgen diese Wohnungsunkultur zeitigen kann. Wenn auch letzterer Fall vielleicht etwas zu kraß ist, eins bleibt bestehen: Die alte Wohnung beansprucht zu ihrer Instandhaltung ein ungeheures Maß von Arbeit, das unnötig ist, und das der Gesundheit der Hausfrau auf keinen Fall zuträglich ist, ja, wenn man die Stunden ihres Lebens zusammenzählt, die sie auf solche Weise unnötig vergeuden muß, so kommt man unbedingt zu dem Schlusse, daß die bestehende Art der Einrichtung, insbesondere für die Arbeiterwohnung nicht tragbar ist, und daß neue für die Arbeiterschaft passende Einrichtungsmöglichkeiten geschaffen werden müssen.

Wie aber soll nun die moderne Arbeiterwohnung eingerichtet werden? Wir haben aus den vorhergehenden Ausführungen gesehen, daß der Mensch als solcher großen Einfluß auf die Gestaltung seiner Wohnung hat. Aber der Mensch wiederum ist stark beeinflußt von dem, was wir „Leben" nennen. So kann man also einen engen Zusammenhang zwischen Leben und Wohnungskultur erkennen, das geistige Bindeglied zwischen diesen beiden ist der Mensch. In ihm wird das Leben, das sich draußen in der Welt abspielt, zum Erlebnis und dieses große Lebenserlebnis findet dann naturgemäß auch seinen Ausdruck in der Gestaltung seines äußeren Menschen, in der Mode und sollte seinen Ausdruck auch in der Art und Weise finden, wie der Mensch seine Wohnung einrichtet, in der Wohnungskultur. (Auch zwischen Mode und Wohnungskultur besteht ein enger Zusammenhang.)

Man spricht heute nicht umsonst vom Zeitalter der Maschine, und in der Tat beherrscht die Maschine unser Jahrhundert. Der Arbeiter, dessen Leben mit den Maschinen verwachsen ist, sieht in ihnen nicht nur totes Metall, für ihn bedeuten sie unendlich viel, er empfindet Freude an den ganz auf den Zweck gerichteten, geraden Formen der Stahlkolosse. Da gibt es keine Verzierungen jeder würde sie als unschön empfinden. In den Vorstädten sieht man zuweilen noch Fabrikgebäude und Schornsteine aus der Zeit der Gründerjahre. Damals versuchte man die Fabriken äußerlich den Wohngebäuden anzugleichen, Stuck und Verzierungen wurden angebracht, die rauchenden Schlote, an deren gerader Schlankheit wir uns heute freuen, auch sie wurden „verziert", da man das Nüchterne und Klare dieser Wahrzeichen einer neuen Zeit nicht ertrug. Jeder Arbeiter wird heute diese Geschmacklosigkeiten als unmodern, als häßlich empfinden. Und diese Welt der Maschinen, die für jeden, der mit ihr verbunden ist, unvergängliches Erlebnis wird, sie hat weitgehendsten Einfluß auf unser modernes Leben gewonnen. Hier finden wir die ganz auf den Zweck gerichtete klare Form, die heut überall im Leben bevorzugt wird. Und gerade auch wieder in der Mode können wir das sehr gut beobachten. Bubikopf, fußfreier Rock und anderes mehr beweisen das. Also Zweckmäßigkeit und die daraus entspringende klare Form, das sind die Forderungen, die wir an die Mode stellen, die aber leider in der Einrichtung unserer Wohnungen noch nicht so zum Ausdruck kommen. Hinweg mit den Konsolen und Sophaaufbauten, hinweg mit den geschmacklosen Figuren und Reiseandenken! Kurz, alles Unnötige muß in der modernen Wohnung verschwinden. Ein Tisch, die nötigen Stühle, alles klar in Form und ohne unnötiges Schnitzwerk, die Betten einfach glatt gestrichen, das sind die Haupteinrichtungsgegenstände der Wohnung, Schränke, Anrichte usw. seien förmlich einfach gehalten. Der Schrank soll nur dazu dienen, wirklich zum Leben notwendige Dinge in sich aufzunehmen, und nicht etwa als Aufbewahrungsort für wertloses Gerümpel. Teppiche sind unzweckmäßig, da sie nur Staubfänger sind, Linoleum oder einfach glatt gestrichener Fußboden verrichten denselben Dienst. Und vor allem sollen nur sehr wenig Bilder an den farbig getünchten Wänden hängen. Es gibt zwar viele Leute, die behaupten, daß in einer Wohnung, in der nicht die Wände mit Bildern geradezu tapeziert sind — schlechte Drucke findet man da, neben einer Galerie von Familienbildern — durchaus keine „Gemütlichkeit" herrsche. Man soll aber bedenken, daß uns die Bilder, die uns wirklich etwas bedeuten, dann bei vielen unserer Handlungen zuschauen, die nicht gerade mit dem Erhabenen und Schönen, das sie darstellen, in Einklang stehen. Bilder können uns nur dann etwas sein, wenn wir sie nur in Stimmungen und Zeiten anschauen, wo wir sie nicht missen können. Aber auch dann sollen es nicht zu viele sein, denn lieber ein gutes und schönes Bild, aus dem wir Erhebung schöpfen können, als zehn minderwertige oder bedeutungslose. Licht und Luft soll alles durchfluten, Gardinen sind unnötig, Mullvorhänge verrichten denselben Dienst. Was von den Wohnräumen gilt, soll auch von der Küche gelten, nur daß hier alles besonders zweckmäßig beschaffen und aufgestellt sein soll.

Die praktische Seite der Wohnungskultur kann natürlich im Rahmen eines solchen Artikels nur angedeutet werden. Wie sich der moderne Arbeiter seine Wohnung einrichten soll, das muß an lebendigen Beispielen dargelegt werden. Der beste Weg hierzu wäre der, wenn von der Arbeiterschaft selbst die Anregung zu einer Ausstellung ausgehen würde, die unter Weglassung aller marktschreierischen Reklame und kapitalistischen Unternehmertums, dem Arbeiter zu zeigen suchte, wie er seine Wohnung ohne viel Kosten modern einrichten kann, wie er seine bestehende unzweckmäßige Einrichtung sich selbst zweckmäßig umgestaltet, und wo neben der bis jetzt üblichen Einrichtungsweise die Vorteile der neuen Richtung, für die man im Baustil das treffende Wort „neue Sachlichkeit" gefunden hat, besonders gezeigt werden. Hierbei sollte auch nachgewiesen werden, wie auch der Arbeiter die Vorteile der Technik für seine Wohnung nutzbringend verwenden kann, ohne auf zu große geldliche Schwierigkeiten zu stoßen.

Nun aber wird der Arbeiter mit gutem Rechte einwerfen, wie sollen wir Wohnungskultur treiben, wenn wir selbst in geradezu menschenunwürdigen Wohnungen hausen müssen. Zugegeben die Verhältnisse sind nach dieser Richtung nicht gerade günstig. Sie müssen besser werden, dazu aber kann der Arbeiter selbst viel beitragen, wenn er bei sich selbst anfängt und aus seiner Wohnung, so eng und so klein sie auch sei, alles Unnötige verbannt und auf das Zweckmäßige und Formklare seiner Einrichtung sieht. Tut er das nicht, so beginnt der Kreislauf von vorn: so lange die Wohnung noch neu ist, ist alles gut und schön, später aber muß sich diese Unkultur zum wenigsten an der Gesundheit der Hausfrau rächen. Das Standesbewußtsein des Arbeiters müßte die alte und überlebte Einrichtungsweise seiner Wohnung ablehnen, und an ihre Stelle sollte eine moderne Arbeiterwohnungskultur treten, die es sich zum Ziel setzt, Arbeiterwohnungen zu schaffen, die in ihrer Einrichtung ein Spiegelbild des ursprünglich pulsenden Lebens bilden und in der die Persönlichkeit des modernen Arbeiters zum Ausdruck kommt.

Karl Ernst Thiel.

Rundfunk

Gleiwitz Welle 250 — Breslau Welle 322,6.

Allgemeine Tageseinteilung:

11,15: Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12,15—12,55: Konzert für Versuche und für die Industrie. 12,55: Nauener Zeitzeichen. 13,30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13,45—14,45: Konzert auf Schallplatten. 15,30: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten. 17: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabend). 18.45: Wetterbericht und Ratschläge fürs Haus. 22: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten und Sportfunkdienst.

Sonntag, den 25. Dezember 1927: 8,30—9,30: Uebertragung aus Gleiwitz: Morgenkonzert. — 11: Evangelische Morgenfeier. — 12: Weihnachtskantaten. — 14: Rätselfunk. — 14,10: Schachfunk. — 14,50: Abt. Kunstgeschichte. — 15,20—16,30: Unterhaltungskonzert. — 16,30: Weihnachtseinkäufe, Einakter aus „Anatol" von Arthur Schnitzler. — 17—17,30: Märchenstunde. — 17,30 bis 18: Gerhart Pohl: „Zum 60. Geburtstage von Alfred Kerr." — 18—19: Harfen-Konzert. — 19: Zweiter Wetterbericht, anschließend Funkwerbung. — 19,05—19,35: Abt. Sport. — 19,35 bis 20,05: Uebertragung aus Gleiwitz: Paul Niehaus: „Rundfunk und Grammophon". — 20,15: Bunter Abend. — 22,15: Uebertragung aus der Sportarena der Jahrhunderthalle: Fünfundzwanzigstunden-Mannschaftsrennen. 23: Die ersten Wertungen.

Montag, den 26. Dezember 1927. 11: Uhr Katholische Morgenfeier. — 12: Uebertragung aus Gleiwitz: Konzert. — 14—15: Uebertragung aus der Sportarena der Jahrhunderthalle: Fünfundzwanzigstunden-Mannschaftsrennen. — 14,30: Die Mittagswertungen. — 15: Abt. Philatelie. — 15,25: Märchenstunde. — 15,45—16,30: Uebertragung aus Gleiwitz: Kinderlieder. — 16,30: Uebertragung aus Gleiwitz: Abt. Literatur. — 17—18,45: Schlesischer Nachmittag. — 18,50—19,15: Blick in die Zeit. — 19,30: Uebertragung aus Berlin: „Wenn Liebe erwacht." Anschließend Abendberichte. Bekanntgabe der Ergebnisse des Fünfundzwanzigstunden-Mannschaftsrennens.

Krakau — Welle 422.

Sonntag. 10.15: Uebertragung aus der Posener Kathedrale. 17: Mysterium: „Das polnische Bethlehem." 20: Weihnachtsliederabend.

Montag. 10.15: Uebertragung aus der Posener Kathedrale. 12: Zeitzeichen, verschiedene Berichte. 12.10: Uebertragung aus Warschau. 17.20: Vortrag. 17.45: Kinderstunde. 18.10: Berichte. 18.45: Uebertragung aus Warschau. 20: Vortrag. 20.30: Uebertragung aus Posen.

Warschau — Welle 1111.

Sonntag. 10.15: Uebertragung aus der Posener Kathedrale. 17: und 20: Uebertragung aus Krakau.

Montag. 10.15: Uebertragung aus der Posener Kathedrale. 12: Zeitzeichen. Berichte. 12.10: Konzert der Philharmonie Warschau. 14: Vorträge. 15.15: Konzert. 17.20: Vortrag. 17.45: Stunde für die Jugend. 18.10: Verschiedenes. 18.30: Berichte. 18.45: Tanzmusik. 20: Vortrag. 20.30: Uebertragung aus Posen.

Wien — Welle 517,2 und 577.

Montag. 10.15: Chorvorträge der Wiener Sängerknaben. 11: Konzert. 16: Fragmente der klassischen Operetten. 18: Reisevortrag: Kalifornien, das irdische Paradies. 18.45: Kammerabend. 20: Die Großstadtluft.

Geschäftliches

Für unsere Frauen

Das Fest der Mutter und des Kindes

Weihnacht — Märchenland! Traum der Kinder voll Tannenduft, Lichterglanz und fröhlichen Gaben! — Fest der Liebe, der Freude, des Ausruhens und Stilleseins für die Erwachsenen? Verklungene Akkorde! Zu schwer lastet die Not der Zeit auf Millionen Familien, auf Millionen Einsamer, die kaum wissen, wohin sie ihr Haupt legen sollen. Armut verbittert, Not macht hart. Haben wir noch das Recht, in so harter Notzeit dieses Fest zu feiern, dessen stiller Zauber an alle Herzen rührt? Das gerade darum die Elenden doppelt elend macht. Ja. Und weil wir Sozialisten sind, hat dieses Recht sich längst zur Pflicht für uns erweitert: zur Pflicht der Gemeinschaft.

Liebe, Freude, Friede — haben nicht alle ein Recht darauf? Sind wir nicht alle unter einer Sonne geboren? Sind wir nicht alle gleiche Kinder ihres Lichts? Sonnenwende! Wir wissen, daß jedem Winter der Frühling folgen muß und wir feiern den Tag dieser Gewißheit, wenn die Sonne ihren tiefsten Stand überwunden hat. Wir zünden den Freuden-, den Lichterbaum an. Mag Frost und Schnee noch kommen, mögen dunkle Wintertage uns noch bedrücken und Stürme uns umheulen, die Sonne kommt wieder. Knospen und Blühen, Wärme und Leben wird wieder um uns sein.

Warum ist unser Glaube an eine bessere Zukunft so ohne Zuversicht geworden? Weil so vielen unserer Brüder und Schwestern der Tag so dunkel ist, daß sie Weg und Ziel verlieren. Dann laßt uns helfen, daß sie den Weg wiederfinden, daß sie wieder an sich selbst und an die Zukunft der Arbeiterklasse glauben lernen. Laßt uns auch Weihnachten einen Aufruf sein zu neuem Kampf. Die fromme Legende berichtet, daß in der heiligen Nacht in tiefster Armut ein Kindlein geboren wurde, über dessen Haupt der Stern der Liebe stand. Durch Liebe sollte es die Menschheit von aller Not erlösen und seine Mutter Maria wurde zur Gottesmutter, obwohl ihr Mann nicht der Vater des kleinen Jesusknaben war. So ist dieses Fest die schönste Verherrlichung des Menschwerdens, die Heiligsprechung der Mutterschaft. Und was ist daraus geworden im Laufe der Zeit? Die Vertreter des Besitzes und der Kirche haben das heilige Wunder der Zeugung und Geburt zu einer Angelegenheit der Erbfolge entwürdigt; haben die Mutterschaft getrennt in eheliche und uneheliche, haben sie gewertet in moralische und unmoralische. Und die kapitalistische Wirtschaftsordnung hat das letzte getan, um Heiliges und Größtes roh und gemein zu machen: sie hat die Liebe und den Willen zur Mutterschaft unter die Hungerpeitsche genommen.

Lohnt es nicht, dafür zu kämpfen, daß dieser Wille wieder frei werde, um das Menschentum jeder Frau in ihrem Muttersein zu vollenden? Sollten nicht alle Frauen gemeinsam ringen um dieses Ziel? Wenn wir Sozialisten kämpfen um einen Ausbau der gesetzlichen Wochenhilfe und Wochenfürsorge, des Schwangeren- und Wöchnerinnenschutzes, um die Hergabe von öffentlichen Mitteln für die Kinderspeisung und Kindererholungsfürsorge, um die Abschaffung der gewerblichen Kinderarbeit, um die Herabsetzung der Arbeitszeit und ausreichende Ferien für die Jugendlichen, um bessere Arbeits- und Lohnbedingungen für die arbeitenden Menschen, so ist das der wirkliche Kampf um Mutter- und Kinderglück!

Wir wissen, daß der Erdennot kein Erlöser vom Himmel kommen kann, aber wir wissen auch, daß jedes Kindlein Zukunft bedeutet. Eine freie, lichte, schöne Zukunft wenn es ohne Knechtung, in Verantwortung und Liebe geschaffen, wenn es in stolzer Freude zu Welt getragen wurde. Es ist die sittliche Pflicht der Gemeinschaft, die Staat heißt, an so stolzem Werke bauen zu helfen, indem er für seine ärmsten und schutzlosesten Kinder mit aller Kraft eintritt. Nur, wenn der Staat die volle Verantwortung für den einzelnen anerkennt, kann er wieder die volle Verantwortlichkeit des einzelnen für das Ganze verlangen. Kinder und heranwachsende junge Menschen erzieht man nicht durch Moralpredigten zu sittlicher Größe, sondern durch das Beispiel der Tat. Darum darf kein Kind hungern, kein heranwachsender junger Mensch ohne Arbeit und Obdach sein in einem verantwortlichen Staatswesen. Der soziale Aufbau ist die wirksamste Tat. Daran mitzuhelfen und so den Frieden zu sichern, die Kulturentwicklung der Menschheit zu fördern, ist unsere Pflicht.

Dem brutalen Egoismus, der, durch Krieg und Inflation gestärkt, noch die Gegenwart beherrscht, laßt uns immer von neuem unseren Gemeinschaftsgeist entgegenstellen. Aus der Tiefe muß die Erlösung kommen, nur in der großen Gemeinschaft des Sozialismus kann sie uns werden. Und so laßt uns auch Weihnachten feiern. Das Fest der Liebe, das Fest des Lichtes.

Clara Bohm-Schuch.

Unerwünschter Weihnachtsmann

Skizze von W. Wenzel.

Hans war Junggeselle. Zum Bewußtsein kam ihm sein Junggesellentum einen Tag vor Weihnachten. Wenn er sein Geld nachzählte. Denn es wurde selbst am Tage vor Weihnachten nicht weniger. Weil er keine Geschenke zu kaufen hatte. Für wen auch? Sollte er wirklich seiner Hauswirtin eine Freude machen? Die den Staub fingerdick auf Schränken und Stühlen liegen ließ? Die ihm acht Tage lang keine Stiefel putzte, ohne verlegen zu werden! Die ihm aufgewärmten Morgenkaffee gab! Nein, dieser Person brauchte er keine Freude zu machen. Wäre auch schade fürs Geld. Trotzdem Hans Winter nicht geizig ist.

Hatte er auf Gottes weiter Erde einen Freund, den er beschenken konnte? Eine Freundin? Nein! Niemand! Ganz allein stand er im Leben, arbeitete, sparte, wußte selbst nicht für was und für wen, blieb allein, merkte es 11½ Monate nicht, bis Weihnachten nahte, und er die Geschäftsauslagen sah. Da nistete sich auch in seinem Schädel der Gedanke ein, daß man einem Menschen eine Freude machen könnte mit einem Geschenk.

Aber wem? Schwierige Frage! Hans konnte die Frage nicht allein lösen. Er frug seine Geschäftskollegin. Ob sie nicht wüßte, wem er zu Weihnachten eine Freude machen könnte? Die lachte ihn aus, tupfte auf seine Stirn, lachte, daß die milchweißen Zähne blitzten, und wandte ihm den Rücken!

Was sollte er tun? Noch nicht einen Rat konnte und wollte man ihm geben. Sicher wurde er mißverstanden. Noch einmal fragen und sich auslachen lassen? Nein!

Er geht deshalb durch die abendlich hellerleuchteten Straßen, beschaut sich die Auslagen, überlegt, wie er ein Geschenk anbringen kann, um sich über die Freude eines Menschen selbst zu freuen. Das war seine einzige Absicht!

Da sieht er ein kleines Mädchen, die Stumpfnase an die Scheibe platt drücken. Sieht, wie die Augen immer größer werden. Alle Puppen und Küchen und Zimmerchen erfassen möchten. Diesem Kinde will er eine Freude machen. Ein Geschenk geben.

Er stellt sich neben das Kind. Beobachtet es längere Zeit. Schaut interessiert in den Laden. Fragt das Kind dann unvermittelt: „Nun, kleines Mädchen, welche Puppe gefällt dir denn am besten? Die große mit dem blonden Bubikopf. Oder gefällt dir die schöne, lackierte Puppenküche besser?" Das Kind schaut ihn groß an. Mit tellergroßen Augen. Plappert dann mit nimmerstillem Mündchen über die schöne Puppe mit den langen, schwarzen Zöpfen. Ja ... die hätte sie gerne! Doch Mutter hat kein Geld. Deshalb betrachte sie noch einmal das Puppenkind.

Hans Winter fragt das Kind, ob er die Puppe kaufen soll? Ihr schenken soll? Da schaut die Kleine mit noch größeren Augen. Sie glänzen. Vor Freude. — Ach ja ... ach ja .., wie schön ... schön ... wenn ich die Puppe bekäme! Aber sie ist doch zu teuer. Und ich darf ja auch nichts annehmen!"

„O doch ... darfst ruhig die Puppe nehmen, die ich dir jetzt kaufen werde!" Sagt's und geht in den Laden. Mit frohem Herzen kauft Hans Winter die Puppe. Läßt sie vorsorglich einpacken. Verwahrt sie fest im Arm. Wie ein Kind. Er ist froh. Endlich einem Menschen, einem Kinde, eine Freude gemacht.

Er geht aus dem Laden.

Doch das Kind ist nicht mehr da. Fort. Er geht die Straße auf und ab, kreuz und quer, doch das Kind sieht er nicht mehr. Mit der Puppe im Arm geht er traurig durch die Straßen. Selbst ein Kind will von ihm kein Geschenk.

Bittere Gedanken erfüllen ihn, als er quer über den Bahndamm geht, und eine Mutter mit ihrem Kinde sieht. Aermlich gekleidet. Mühselig schleppt sich die Mutter vorwärts. Das Kind trippelt hinterher. Keine Erwartung liegt in den Gesichtern. Gleichmut.

Hans denkt, hier kannst du dem Kinde eine Freude machen, gibst ihm die Puppe, die du doch einmal los werden mußt. Er beschleunigt seine Schritte. Tritt an die Frau heran, grüßt höflich, und sagt: „Verzeihung, liebe Frau, ich habe hier eine schöne Puppe für Ihr Kind, wollen Sie bitte die Puppe nehmen. Als kleines Weihnachtsgeschenk!"

Von oben bis unten betrachtet ihn die Frau, mißt ihn mit verächtlichen Blicken, schreitet rascher aus, sucht eine hellere Stelle der Straße, und schleudert Hans die Worte ins Gesicht: Gemeiner Mensch! — Sich an einem Kinde zu vergreifen ..! Pfui! — Sie gehören angezeigt!"

Was soll er nun mit der Puppe machen. Die Menschen werden immer weniger, die Straße leerer, Kinder sind gar nicht mehr zu sehen. Wieder einen Menschen anreden und sich als gemeinen Menschen beschimpfen lassen? Nein! Das hatte selbst Hans Winter nicht nötig, der gerne einem Menschen eine Freude machen wollte.

Er kommt an einem hellerleuchteten Haus vorbei. Kinderanstalt entziffert er. Das wäre etwas für ihn. Da könnte er die Puppe abliefern. Einem Kinde bestimmt eine Freude machen. Er klingelt. Lange muß er warten, bis ihm geöffnet wird. Eine ältere Schwester kommt. Mustert ihn, drückt ihm etwas in die Hand, schließt die Türe sofort und verschwindet. Hans fühlt in seiner Hand ein Geldstück. Zwei Pfennige! Höhnisch lachte er auf. Eine Puppe wollte er den Kindern bringen, als Bettler wurde er mit zwei Pfennigen davongejagt.

Mutlos gab er den Versuch auf, sein Geschenk an die Kinder zu bringen. Wenn er doch überall abgewiesen wird! Einmal als Verbrecher, ein andermal als Bettler! Die Menschen wollen keine Geschenke. Sie wollen erst den Menschen kennen, bevor sie von ihm ein Geschenk nehmen. Kennt man seine wahren Absichten? Kann man ihm vertrauen? Der Glaube an das Gute im Menschen ist erschüttert! Er kann deshalb die Menschen nicht beschenken, weil sie nicht an seine Uneigennützigkeit glauben!

Mit der Puppe im Arm sucht er sein kaltes Zimmer auf, schließt sich ein, zündet die Lampe an und vertieft sich, im Bett liegend in ein Buch, legt es früh morgens fort, schläft ein und träumt zuerst von dem unerwünschten Weihnachtsmann, den die Menschen als Verbrecher behandeln, kommt aber dann zu lieblicheren Träumen, sieht sich als freudig empfangener Weihnachtsmann in verfallenen Hütten und kalten Wohnungen; wo man seine Freude am Leben auf einmal verstand.

Für unsere Kinder

Das Zündholz und der Weihnachtsbaum

Von G. A. von Ehrenkrovt.

Das Zündholz machte fffft — fffft auf der Reibfläche der kleinen Schachtel, dann flackerte es hell auf und zündete Kerze um Kerze an dem kleinen Weihnachtsbaum an, der in einem großen Kübel auf dem Tische stand. Als das letzte Lichtlein brannte, hatte das Zündholz seine Seele bereits ausgehaucht und lag nun als schwarzer, verkohlter Leichnam auf dem Aschenbecher, der auf dem Tisch nebenan stand. „Armer Kerl," sagten die unruhig flackernden Lichtlein, „das war eine kurze Freude".

Die Seele des Zündholzes aber lebte fort in den Flackerflämmchen der Baumkerzen und diese Seele hielt Zwiesprache mit den Lichtlein und dem immergrünen Tannenbaum. „Ein schönes Ende," sagte die Zündholzseele, „wenn man sterben darf in dem Bewußtsein, vielfältig Licht gespendet zu haben, das fortlebt, wenn man selbst schon das Zeitliche gesegnet hat. Ihr alle habt von mir das Licht empfangen, ihr alle überlebt mich. Das ist ein erhabenes Gefühl, in dem sich leicht sterben läßt." Dem stimmten die Lichtlein bei, sie dachten an ihr eigenes, ach, zu rasches Ende. Sie spendeten wohl eine ganze Weile Licht, wohl eine Stunde, und nicht nur Licht, sondern auch Glanz und Festesfreude, die besonders in Kinderherzen lange nachklang. Aber indem sie solches spendeten, verbrannten sie sich selbst, und wenn ihr Ende kam, blieb nichts übrig, als ein Restlein Wachs, das über die Zweige der Tannen getropft war und ein Endchen verkohlten Dochtes

„Ich", sagte der Weihnachtsbaum," ich überlebe Euch alle. Wenn die Festtage vorüber sind, trägt man mich wieder hinaus in den Garten und pflanzt mich wieder an meinen alten Platz. Denn mir geht es besser als meinen Brüdern und Schwestern im Walde draußen, die hieb man ab und wenn die Festtage vorüber sind, läßt man sie verdorren und schürt sie ein. Mir hat man die Wurzel gelassen, das sind die Arme, mit denen ich mir wieder Nahrung schaffen kann." „Auch dein Leben währt nicht ewig," sagte mit leiser Stimme die Zündholzseele. „So oder so findest du auch dein Ende. Glaub es mir, ich kenne das, denn eigentlich sind wir ja miteinander verwandt, sind aus einem Holze." Auch mein Körper war ja Holz, Holz von einem großen Baume, den die Menschen sich dienstbar gemacht hatten und der in vielen tausend Zündhölzern Licht spendete." „Sich mal," sagten der Weihnachtsbaum und die Kerzen, „das mußt du uns doch genauer erzählen, das ist gewiß interessant." „Ja," erwiderte die Seele des Zündholzes, „das ist eine lange Geschichte."

„Einst war ich ein kleines Teil, ein Hunderttausendstel eines schmucken Baumes im weiten russischen Sumpfgebiet. Muntere Vöglein hatten ihr Nest bei uns aufgeschlagen, zwitschernd und jubilierend huschten sie durch die Zweige. In jungen Jahren sahen wir neben uns Genossen emporstreben, sahen sie von Menschenhand oder auch von Sturm und Blitz gefällt werden. Ein gnädiges Geschick bewahrte uns schon lange vor dem gleichen Los. Bis eines Tages auch an unser Mark die Axt gelegt wurde, daß die Vöglein ängstlich aufflatterten und eilends ihr Nest verließen. Dann ging es nicht lange, der stattliche Stamm, von dem auch ich ein Teilchen war, neigte sich und stürzte zu Boden. Viele Hände machten sich an ihm zu schaffen, hieben die Aeste ab, schnitten ihn in Stücke von etwa 2½ Meter Länge und schleiften diese zu einem großen Wagen, der sie zur Bahnstation fuhr. Und dann begann eine lange Reise durch Rußland und Deutschland, bis wir eines Tages auf dem Lagerplatz einer großen Fabrik landeten. Dort hatten wir reichlich Zeit, über unser Geschick nachzudenken. Erst glaubten wir, man würde Schränke, Betten, Tische aus uns machen. Einige befürchteten, daß wir nur Kisten werden, wieder anderen wurde Angst, man möchte schwarze Särge aus uns zimmern. Bis wir eines Tages aller Zweifel enthoben wurden. Auf einer Kreissäge wurden die Rollen in Klötze von etwa 55 Millimeter geschnitten, dann entrindet und auf einer Schälmaschine zu dünnen Bändern in Zündholzstärke geschält. Nun wurden aus diesen Bändern die schlechten Stellen herausgeschnitten und schließlich etwa 50 Bänder zusammengelegt, um von der Abschlagmaschine in einzelne Hölzchen zerschnitten zu werden. So ein Hölzchen ward auch ich. Doch ehe ich mich recht besonnen hatte, was eigentlich aus mir geworden war, blies ein starker Windstoß — die Menschen nennen die Maschine, die ihn erzeugt, Exhaustor — mich von dannen und wirbelte mich in die sogenannte Sammelkammer, wo ich mich im Kreise vieler Genossen wiederfand.

Von der Sammelkammer wanderten wir in eine große Trommel, den Holzdraht-, Trocken- und Polierapparat, da war es sehr schön warm. Wir sollten trocknen, sagte man und gleichzeitig begann die Trommel, sich zu drehen und wirbelte uns wieder alle wild durcheinander, wodurch wir poliert und entstäubt wurden. Alle Glieder taten mir weh, so sehr hatte man uns poliert. Kaum stand die Trommel still und man hatte sich etwas verpustet, blies einem schon wieder ein Windstoß weiter auf die Putzmaschine und da begann ein Rütteln und Schütteln, daß alle von uns, die zu klein waren, samt allen unnützen Splittern und allem Staub entfernt wurden. Aber nicht genug. Das Rütteln und Schütteln ging in der Gleichlegemaschine, in die wir inzwischen gekommen waren, weiter. In Reih und Glied wurden wir da geordnet, wie Soldaten oder wie Schüler vor ihrem Turnlehrer. War unter uns doch noch einer, der als untauglich befunden wurde, hier flog er unbarmherzig heraus und in den unten befindlichen Staubkasten. Nun waren wir Hölzchen geworden, waren getrocknet, geputzt, poliert und geordnet, aber wir waren noch immer keine Zündhölzer. Das wurden wir erst in einem Wunder von Maschine, einem Kunstwerk genialster Art, der Zündholz-Komplettmaschine. Nacheinander wurden wir Hölzchen hier isoliert, paraffiniert — dies geschieht, damit der Uebergang der Flammen vom Zündkopf auf das Holz möglich wird — schließlich getunkt, das heißt, wir bekamen den Feuerkopf, und getrocknet und als fertige Zündhölzer zur Verpackung in die Schachteln von der Maschine wieder abgegeben. Von der Schachtelfüllmaschine wurden wir — wir waren unser 58 — in die Schachtel gepackt und diese verschlossen. Auf der nächsten Maschine bekam unser Häuslein auf beiden Seiten die Reibfläche, um endlich mit 9 anderen Schachteln in der letzten Maschine zu einem Paket vereinigt zu werden. Eine ganze Reihe solcher Pakete kam in eine große Kiste, diese Kiste bekam der Krämer drüben an der Ecke, der dann das Paket, in dem auch ich mich befand, wieder verkaufte. So kam ich hierher. Das andere wißt Ihr."

Mittlerweile waren die Kerzen am Weihnachtsbaum schon stark heruntergebrannt. Die Lichtlein dankten dem Zündholzseelchen für die gute Unterhaltung, der Baum aber fragte: „Wieviel Hölzchen, wie du eines warst, verlassen denn im Jahre so eine Fabrik?" Da antwortete das Seelchen: „Wenn du die jährliche Menge wie ein Band eines ans andere reihen wolltest, reichte dieses Band 50 Mal um die Erde an ihrer breitesten Stelle oder 2000 Mal von Hamburg nach Basel. Wolltest du aber alle diese Hölzer der Reihe nach anzünden, abbrennen lassen, dann das nächste anzünden und sofort würdest du hierzu 40 000 Jahre benötigen. 800 000 Zentner Holz sind jährlich nötig, um diese Menge herzustellen."

Tannenbäumchens Erlebnisse

(Von einem neunjährigen Schüler einer Arbeitsschule.)

In einer Frankfurter Arbeitsschule bekamen die neunjährigen Schüler von dem Lehrer die Aufgabe gestellt, in einem kurzen Aufsatz die Erlebnisse eines Tannenbäumchens zu schildern. Wir geben einen Aufsatz wieder, den ein Junge mit Beobachtungsgabe und Phantasie niederschrieb.

Ich stand mit meinen Freunden und Freundinnen im Walde. Ringsumher war alles lustig. Hasen und Rehe sprangen an mir vorbei. Manchmal sprang auch ein Häschen über mich hinweg und machte so zierliche Sprünge, daß ich lachen mußte. Im Winter waren meine Aeste mit Schnee bedeckt.

Eines Tages kam der Förster mit Holzhauern in den Wald. Er zeigte auf eine Anzahl Tannen, die sie umhauen sollten. Dabei war auch ich. Als wir umgehauen waren, wurden wir in einen Waggon geworfen. Dieser wurde zugemacht und wir fuhren stundenlang, bis wir an unserem Ziele waren. Dort wurden wir so fest auf den Boden geworfen, daß mir die Aeste knackten. Dann wurden wir aufrecht gestellt. Da kamen Leute und kauften mich. Sie trugen mich heim in ihre Wohnung und stellten mich auf den Tisch.

Dann wurde ich geschmückt. Ich wurde mit Backwerk behangen und bekam auch Kerzen angesteckt, die am Weihnachtsabend angezündet wurden. Als nun der Weihnachtsabend kam, erwarteten die Kinder mit Sehnsucht, was sie geschenkt bekämen. Als sie endlich in das Zimmer gelassen wurden, stürmten sie voll Freude auf mich zu und besahen sich die Geschenke, die unter mir lagen, und bedankten sich bei ihren Eltern über die lieben Gaben.

Jetzt ist meine Geschichte vom Tannenbäumchen zu Ende.

Wolfgang.

Freigewerkschaftliche Rundschau

Weihnachtsbotschaft

Und wieder werden wir in den verschiedensten Variationen die Heilsbotschaft hören, die da von „Einem Frieden auf Erden“ kündigt, während rings um uns der Kampf in den heftigsten Formen tobt. Es ist das Schicksal der Welt und Menschen, daß sie betrogen sein wollen und selbst, wenn sie sich längst von den Märchen der Jugend getrennt haben, immer noch der Botschaft folgen, die zu den verschiedensten Zeiten verschiedene Schattierungen angenommen hat, aber ewig zur Knechtung breiter Massen geprägt bleibt. Je nachdem die Herrschenden im Zeitlauf diese Botschaft benötigten, legten sie ihr die betreffende Note bei. Und es ist kein Wunder, daß das Christentum die Sitten der alten Germanen übernahm, aus dem Sonnenwendfest eine Weihnachtsfeier, die Geburt des Erlösers, für sich nützte und in dieser Botschaft „Frieden auf Erden“ kündigt, für Menschen, die guten Willens sind. Nun haben wir uns im Verlauf der Geschichte durch Jahrhunderte überzeugen können, wie es mit diesem Frieden bestellt ist. Einige Besitzende beuten das Volk aus und geben ihm dann vom Tisch einige milde Gaben und sprechen von Frieden, wo sie stets Unterdrückung geübt haben. Die fortschreitende kapitalistische Entwicklung aber entlarvt diese Lüge; denn heute reicht sie nicht mehr aus, um Wohltätigkeit zu üben, in dem Sinne, wie das an unseren Urvätern im Zeitalter landwirtschaftlicher Gesellschaftsentwicklung möglich war. Für die Armen läßt man da und dort noch einige Brocken fallen, aber für die breiten Massen gibt es nur noch Vertröstungen, sie können zu Weihnacht nicht mehr „beschert werden“, sie müssen gerade unter der Heilsbotschaft vom Frieden auf Erden nachdenken, welchen Umständen es zuzuschreiben ist, daß sie der tägliche Kampf ums Brot immer tiefer ins Elend versetzt, während einige unbekannte Kapitalisten Millionen aus ihrem Fleiß zehren und ihnen kaum so viel zum Leben lassen, daß die nackte Existenz bestritten wird.

Früher war es noch viel besser, als Großvater und Urgroßvater entweder beim Gutsbesitzer oder dem Handwerksmeister die Weihnachtsbotschaft erlebten. Damals war das schreckliche Wort Krieg, obwohl er auch schon tobte, noch nicht Tagesgespräch, die heutige kapitalistische Weltordnung hat ihn in den verschiedensten Formen zu ihrem Programm erhoben. Die moderne Entwicklung des Kapitalismus und der Weltwirtschaft hat schon vor Jahrzehnten die Proletarier einen anderen Weg gewiesen, sie gelehrt, daß es bessere Lebensbedingungen nur zu erkämpfen gibt, daß ihm nichts freiwillig gegeben wird und daß es seine eigene Aufgabe sei, sich der kapitalistischen Fesseln zu entledigen. Die Weltwirtschaft fordert Konzentration des Kapitals und der Kampf gegen diesen Unterdrücker und Ausbeuter zwingt auch der Arbeiterklasse den Willen auf. Frühzeitig haben die Arbeiter erkannt, daß sie vereinzelt dieser Uebermacht keinen Widerstand bieten können und haben sich trotz der Weihnachtsbotschaften ihrer geistlichen und Standesherren vereinigt, um ihr wirtschaftliches und soziales Los zu bessern. Diesem Vereinigungs- und Abwehrwillen verdanken die Gewerkschaften ihre Entstehung, die, Jahrzehnte hindurch bekämpft und verleumdet, heute Machtfaktoren im Streben der Arbeiterklasse sind. Heute ist man schon gewohnt, die Gewerkschaften als die Vertretungen der Arbeiterklasse anzuerkennen, sie als gleichberechtigte Faktoren auf seiten der Arbeitgeber zu betrachten. Und je nach Stärke der Gewerkschaften beurteilt man auch in kultureller Hinsicht den Stand der Arbeiterklasse selbst. An dieser Stelle sind die Gedankengänge von den Aufgaben und Zielen der Proletarier schon oft erörtert worden, wenn sie auch noch nicht in den Reihen der Arbeiterklasse die Wurzeln gefaßt haben, wie man dies nach dem Stand der Kulturentwicklung annehmen dürfte. Aber wenn es auch heut noch nicht so ist, wie wir es uns gern wünschen, so bleibt es doppelte Aufgabe der freigewerkschaftlichen Bestrebungen, dem Arbeitsgenossen immer wieder seine Klassenlage vorzuhalten und ihn zu belehren, daß die künftige Gestaltung seiner wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen in seiner eigenen Hand liegt.

Gerade die Weihnachtsbotschaft, die wieder von Kanzeln zu tausenden von bedruckten Blättern auf die Massen heruntergeleiert wird, soll die Notwendigkeit von der Harmonie aller Stände, vom notwendigen Frieden der Klassen, von der Gesinnungsgemeinschaft in nationaler Hinsicht beweisen; gerade von Leuten, die diese Weihnachtsbotschaft in sehr einträglicher Form bald als dreizehntes Gehalt, bald in anderer Zuwendung erhalten haben. Ihnen ist das „Friede auf Erden“ sehr leicht zu sagen, denn sie merken nichts oder wenig von dem Unfrieden, in welchen durch die Wirtschaftskrise die Arbeiterklasse und die mittleren Beamten hineingezwungen worden sind. Und diesen sollte die kirchliche und kapitalistische Weihnachtsbotschaft mehr sein als Tage der Ruhe, die ihn sein schweres Arbeitsjoch vergessen machen sollen. Er sollte sich gerade anläßlich dieser Botschaft klar sein, wie es ist und wie es werden könnte, wenn er zur Erkenntnis seiner Klassenlage kommen würde, durch Zusammenschluß mit Gleichgesinnten an seiner sozialen, wirtschaftlichen und nationalen Befreiung arbeiten und tatkräftig schaffen wollte. Gewiß wären die Schwierigkeiten nicht sofort überwunden, aber in seinem Los könnte eine Besserung eintreten, der Knecht könnte dem Herrn auch etwas sagen und sich seines Menschentums bewußt sein. Leider ist es noch nicht so und es wird auch noch geraume Zeit dauern, bis es werden wird. Aber nie zweifeln wir daran, daß auch für die breiten Massen der Arbeiterschaft und der Beamtenschaft eine Weihnachtsbotschaft kommt, die sozialistische Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung.

„Friede auf Erden“, ja, Herr Williger und Geisenheimer habens in einer besonderen Wahlbotschaft geschaffen. Deutsche und polnische Proleten erheben noch Zweifel, wohin sie in gewerkschaftlicher Hinsicht gehören. Noch sind sie in sieben Verbände deutscher und polnischer Nationalität gespalten, die Kapitalisten sind einig, geschlossen einer Regierung zu folgen, die ihnen eine „Besserung“ gebracht hat. Aber nicht von politischen Zielen, sondern von gewerkschaftlichen Aufgaben muß hier gesprochen werden. Wo ist der Achtstundentag, wo der Ausbau der sozialen Gesetzgebung, wo die freie Presse- und Meinungsfreiheit, wo ein Auskommen, welches dem Familienvater die Sorge ums tägliche Brot nimmt? In Versprechungen war und wird man immer groß sein. Schafft nationale Fronten, um das wirtschaftliche Los zu verschleiern, verspricht Dinge, die in diesen Fronten nie Lösung finden werden und können. Weihnachtsbotschaft, aber wo bleibt die Verwirklichung! Diese Tatsachen, gilt es, hervorzuheben, gilt es zu erwägen, welche Wege wir gehen müssen, wenn wir vorwärts kommen sollen. Nicht nur in unserer engen Heimat spielen sich die Kämpfe ab, überall geht der Kampf gegen die Arbeiterklasse und ihre Aufgabe ist es, die wirtschaftliche und politische Macht in die Hand zu nehmen, damit die Versprechungen unserer Klassengegner auch Verwirklichung finden, nicht durch ihre Gnadenakte, sondern durch unsere eigene Kraft, unser Bewußtsein, daß die Macht unser sein kann, wenn wir es wollen. Die Tatsache, daß Schwierigkeiten zu überwinden sein werden, dürfen nicht dazu dienen, um sich von den entscheidenden Kämpfen abzuhalten. Und so bleibt das Fest der Weihnacht für uns nur eine Erinnerung an die Träume unserer Jugend, an das gute Wollen des Erlösers unserer Urväter. Wir Menschen des kapitalistischen Zeitalters haben andere Aufgaben. In unserer Hand liegt es, wie wir unsere Zukunft gestalten und wir müssen gerade anläßlich dieser Weihnachtsbotschaft nach Mitteln und Wegen suchen, um mit unseren Brüdern aus Fabrik, Werkstatt, Bergwerk und Büro uns zu vereinigen, um um unsere soziale Befreiung zu kämpfen. Sind wir vereint, so werden wir auch das Bollwerk des Kapitalismus überwinden, uns wird die Botschaft des sozialen Friedens zuteil, wenn wir mitbauen an der Gestaltung des sozialistischen Gemeinwesens. Dahin strebt unsere Botschaft und wir werben durch diese Botschaft neue Kämpfer, für die freien Gewerkschaften, für den freien Angestelltenbund, für die deutsche sozialistische Arbeitspartei in Polen. Das ist unser Ziel, das unsere Weihnachtsbotschaft!

—ll.

Gewerkschaftliches Weihnachtsstreben

Wieder ist Weihnacht. Friede und Wohlstand auf Erden
Wünscht der zerrissenen Menschheit die ganze gesittete Welt;
Allen sterblichen Menschenkindern soll werden
Göttliches Eden die Erde, auf daß sie allen gefällt

Selbst der gefühllose Reiche entsinnt sich zur Weihnacht der Armen,
Jener Kinder des Elends, der unbarmherzigen Not;
Und modern, wie er ist, fühlt auch er mit dem Unglück Erbarmen,
Stiftet ein Hemdchen, ein Jäckchen, opfert den Hungernden Brot.

Und er wickelt das Brot und all die Hemdchen und Jacken
Sorgsam in treffliche Lehren; salbungsvoll spendet er dies,
Beugt dann in Demut vor Gott den verfetteten Nacken,
Heischt als Belohnung im Jenseits das ewige Glücksparadies . . .

Herzlos beschenkt man so jene, von denen noch keiner erkannt hat,
Daß dem Volke der Arbeit wahrer Brudersinn frommt,
Der mit freudiger Kraft schon manches Elend gebannt hat,
Schlicht, doch würdig, nie fragend, was er denn dafür auch bekommt!

So ist die Gewerkschaft zur Weihnachtszeit freudig am Werke,
Hilfe zu leisten denen, die arbeitslos, frierend und bloß,
Tausende steuern ihr Scherflein, und solcher Gemeinsamkeit Stärke
Weckt schlichte Freude und lindert vielen ihr kärgliches Los.

Das ist wahrhaftes Wohltun! Hilft der Arme dem Armen,
Tut er es freudig, er bricht gern seinesgleichen das Brot,
Streut von dem, was er übrig, mit echtem Erbarmen,
Kennt er doch selber das Elend, kennt er doch selber die Not!

Das aber ist auch der klare Sinn der Gewerkschaft:
Einiges Handeln und Wirken, opferfroh strebender Geist,
Daß ein jeder mit jedem vereint am nützlichen Werk schafft,
Durch die Härten des Lebens zur Tat zusammengeschweißt!

So ist denn der Zweck der Gewerkschaft ein stetes Weihnachtsstreben —
Merkts Euch für immer, Proleten: Schließt Euch zusammen! Nur dann
Brecht Ihr die Geißel der Armut, erringt Euch ein besseres Leben —
Brüder und Schwestern, seid einig! Schließt der Gewerkschaft Euch an!

Taess.

Kapital und Arbeit in England

Der Generalrat der britischen Gewerkschaften wurde dieser Tage von einer Gruppe einflußreicher britischer Industrieller, an deren Spitze der kluge und sympathische Sir Alfred Mond steht, zu einer sogenannten „Round-table-Konferenz“ eingeladen. Auf dieser Konferenz will man die besten Wege zur „Sicherung des Friedens in der Industrie“ erörtern. Der Generalrat hat, wie bereits gemeldet, die Einladung angenommen. Die Aussprache soll noch vor Weihnachten stattfinden.

An sich ist diese Konferenz keine weltbewegende Angelegenheit. Gleichwohl ist sie außerordentlich charakteristisch für die Entwicklung der englischen Gewerkschaftsbewegung wie für die Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit in England überhaupt. Die Konferenz ist nicht etwas ganz Neues. Schon im Februar dieses Jahres fand eine Besprechung der englischen Gruppe für die Genfer Arbeitskonferenz statt, die im großen und ganzen ähnliche Ziele verfolgte wie die jetzt angesetzte Besprechung zwischen Industriellen und Arbeiterschaft. Man sieht, es handelt sich bei der Konferenz zweifellos nicht um eine Eintagsfliege, sondern um eine Etappe im großen Ringen zwischen Kapital und Arbeit in England. Die Konferenz ist ein weithin leuchtendes Zeichen dafür, daß alles das, was sich zwischen 1918 und dem Zusammenbruch des Generalstreiks abgespielt hat, nur eine rein äußerliche Radikalisierung der Gewerkschaften war. Wäre die kommunistische Diagnose der englischen sozialen Entwickelung richtig gewesen, so hätte dem Zusammenbruch des Generalstreiks in England wachsende soziale Unrast und nicht Entspannung folgen müssen. Seit Jahresfrist ist aber diese Entspannung deutlich zu beobachten. Hüben und drüben Friedensreden, freundliche Gesten auf beiden Seiten. Waffenstillstandsbestimmung in weiten Kreisen der beiden Lager, auf der Seite der Unternehmer Versuche gemäßigter und sozial fortschrittlicher Elemente, die Führung in die Hand zu nehmen, auf der Seite der Gewerkschaften zum Teil Ausschaltung der radikalen Elemente, zum Teil Rückkehr ehemals radikalisierter Führer zu gemäßigten Auffassungen, Kampfstimmung — wenn auch nicht Kampfbereitschaft — nur im Bergbau, wo eine besonders stupide Unternehmerschaft infolge ihrer Unfähigkeit und Illoyalität gegenüber den Bergarbeitern alle Besserungsansätze im Verhältnis der beiden Gruppen im Keime erstickt hat.

In der Beurteilung der sich anbahnenden neuen Entwicklung in England gehen die Meinungen natürlich weit auseinander. Die liberalen Versuche, die geschilderten Erscheinungen als Vorspiel eines dauernden Friedensschlusses zwischen Kapital und Arbeit zu betrachten, müssen ins Reich der Phantasie verwiesen werden. Ebenso ist die Behauptung, es handele sich hier um nichts anderes als um eine den Gewerkschaften gestellte Falle, völlig abwegig. Die Voraussetzungen für einen Friedensschluß zwischen Kapital und Arbeit sind in England ebenso wenig gegeben wie sonst irgendwo in Europa. Grundsätzliche Neueingliederung der Arbeiterschaft in den wirtschaftlichen Produktionsprozeß und Stabilisierung des Kapitalismus sind miteinander unvereinbar. Anders liegen die Dinge jedoch dort, wo es sich um die Beseitigung einer Reihe unzeitgemäßer Oberflächenreibungen handelt. Man darf nicht vergessen, daß England infolge des Mangels einer wirkungsvollen industriellen Schiedsgerichtsbarkeit, infolge seiner unzureichenden Möglichkeiten für die Mitarbeit der Arbeiterschaft im Rahmen der heutigen Besitzverhältnisse eines der rückständigsten Länder Europas ist. Diese Mängel führen dauernd zu überflüssigen Streiks. Die Ansätze von Betriebsräten sind wieder verschwunden und die Schiedsgerichtsbarkeit ist völlig der Initiative einzelner Unternehmer und Arbeitergruppen überlassen. Nur in ganz wenigen Industrien, wie z. B. in der Maschinenbauindustrie ist eine weitgehende Schiedsgerichtsbarkeit vorgesehen, die vor Streiks oder Aussperrungen wirksam sind. Die Verhältnisse in dem übrigen Teil der Industrie erinnern jedoch an den Frühkapitalismus.

Die Aussprache zwischen den Führern der Unternehmer und der Gewerkschaften kann zweifellos den Boden für zukünftige gesetzgeberische Arbeiten vorbereiten. Unmittelbar praktische Auswirkungen wird die Konferenz kaum haben. Das verhindert schon die Regierung. Bei dieser Regierung steht das übliche Bekenntnis zum sozialen Frieden in einem ganz besonders krassen Gegensatz zu den Handlungen. Die Baldwin-Regierung versucht seit Jahr und Tag einen Keil nach dem anderen zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum zu treiben. Sie fällt dem verständigungsbereiten Teil der Unternehmer ständig in den Rücken und will die Arbeiterschaft rechtlich und moralisch hinter 1914 zurückwerfen. Aber auch in der Politik ist eine Wendung der Dinge unterwegs. Die Arbeiterpartei mustert täglich neue politische Rekruten und im bürgerlichen Lager ist eine Rückwanderung zu den Liberalen zu beobachten. Wie der kommende Wahlkampf aber ausgehen mag, eins ist sicher: die heimliche Koalition aller fortschrittlichen Elemente in Großbritannien ist bereits eine Tatsache.

Die Arbeitslosigkeit und deren Bekämpfung in Frankreich

In einem Artikel über die Arbeitslosigkeit stellt „L'Atelier“, die Monatsschrift des Französischen Gewerkschaftsbundes (C. G. T.) fest, daß die Arbeitslosigkeit in Frankreich noch nicht völlig verschwunden ist, obwohl sie, gemessen an den offiziellen Ziffern, die zahlenmäßig kein genaues Bild, hingegen Aufschluß über die Tendenz der Zu- und Abnahme geben, von 96 000 im Februar dieses Jahres auf 25 000 im Oktober und 9000 Ende November gesunken ist. Unterdessen ist die Arbeitslosenziffer wieder auf ca. 10 700 gestiegen, während die Zahl der Kurzarbeiter dauernd beträchtlich hoch blieb, und zwar speziell in der Textil-, der Seiden-, der Schuhwaren-, der Handschuh- und der Kautschukindustrie. Trotz der günstigen Handelsbilanz kann deshalb noch nicht von einer Rückkehr zu einer normalen Wirtschaftslage gesprochen werden; man befürchtet im Gegenteil die Möglichkeit einer neuen Krise, die sich, auch wenn die von der C. G. T. in ihrem kürzlich veröffentlichten Programm anbefohlene Nationalisierung durchgeführt wird, früher oder später einstellen kann.

Was die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit im abgelaufenen Jahre betrifft, so legte die C. G. T. bei ihren Forderungen zunächst den Nachdruck darauf, daß nicht Arbeiter entlassen, sondern die Arbeitszeit eingeschränkt wird. Das Arbeitsministerium hat sich dieser Auffassung angeschlossen und seine Dienstzweige beauftragt, bei den Unternehmern auf diese Politik hinzuwirken. Abgesehen von Paris, wo die Kommunisten in ihrer gewohnten Verkennung der Interessen der Arbeiter den Unternehmern Vorwände zu Repressalien gaben, sind die Arbeitgeber dieser Empfehlung im allgemeinen nachgekommen. Ferner setzte sich die C. G. T. für die Durchführung von Notstandsarbeiten ein. Auch auf diesem Gebiete sind beträchtliche, wenn auch nicht genügende, Anstrengungen gemacht worden. 7 Ministerien (Krieg, Marine, Luftschiffahrt, P. T. T., Landwirtschaft, öffentliche Erziehung und öffentliche Arbeiten) haben Aufträge im Gesamtbetrage von 1 328 000 000 vergeben. Die Departements- und Gemeindebehörden folgten dem Beispiel. Was die finanzielle Unterstützung der Arbeitslosen betrifft, so hat die Arbeitslosenunterstützung der Departemente und der Gemeinden schlecht funktioniert. Infolge bürokratischer Formalitäten sind viele Opfer nicht zu ihrem Recht gekommen. Dieses System, sagt der Artikel zum Schluß, kann nicht aufrecht erhalten werden. Die Einführung der obligatorischen Arbeitslosenversicherung zwingt sich als Notwendigkeit auf.

Ein Mahnruf von Mertens

Unter dem Titel „Es heißt wachsam sein" veröffentlicht der Brüsseler „Peuple" einen Leitartikel von C. Mertens, dem Generalsekretär des Belgischen Gewerkschaftsbundes, in dem gesagt wird, daß das Ausscheiden der vier sozialistischen Minister aus der Regierung dem Arbeitgebertum des Landes in seinem Kampfe gegen die organisierte Arbeiterklasse prächtig zunutze kommen werde. Mertens spricht nicht so, weil er die Demission der sozialistischen Minister bedauert, sondern weil wirklich alle Anzeichen beweisen, daß sich die belgischen Unternehmer seit langem auf einen Kampf ohne Gnade vorbereiten, um zu verhindern, daß die Arbeiter endlich einen Lohn erhalten, der mit den Lebensunterhaltungskosten in Uebereinstimmung steht. Sie scheinen dabei zunächst die offiziell festgesetzte Inderziffer anzweifeln zu wollen, deren sich die Arbeiter bedienen, um ihren berechtigten Forderungen auf Erhöhung der Löhne Nachdruck zu verschaffen.

„Es ist die Pflicht der Arbeiter, das Vorgehen der Unternehmer genau zu verfolgen. Die Gewerkschaften aber müssen ihre Anstrengungen verdoppeln, um ihre Reihen zu verstärken. Dies ist das sicherste Gegenmittel, um die Reaktion und die Hindernisse zu überwinden, die sie uns in den Weg legt".

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Königshütte. Der Bund für Arbeiterbildung Krol. Huta veranstaltet am Mittwoch, den 28. d. Mts., abends 7½ Uhr, im Volkshaus Krol. Huta, eine Weihnachtsfeier in Form eines bunten Abends. Alle unsere Mitglieder nebst ihren Angehörigen werden höflichst dazu eingeladen.

Versammlungskalender

Bismarckhütte. Achtung, Freidenker! Sonntag, den 25. Dezember, nachmittags 4 Uhr, findet eine Sonnenwendfeier des Freidenker-Vereins Bismarckhütte statt, und zwar in Königshütte, Tempelstraße 35, im Lokal bei Herrn Paschek. Der Freidenkerverein Königshütte, sowie der Bund für Arbeiterbildung und der Arbeiter-Gesangverein Bismarckhütte sind nebst ihren Angehörigen aufs herzlichste eingeladen.

Schwientochlowitz. Freidenker. Am Montag, den 26. Dezember, findet in Schwientochlowitz bei Gerstel, um 3 Uhr nachmittags, die Generalversammlung der Freidenker statt. Gäste willkommen.

Schwientochlowitz. Der Touristenverein „Die Naturfreunde" veranstaltet am 2. Weihnachtsfeiertag, abends 7 Uhr, im Saale des Herrn Pilawa, Apothekenstraße, eine Weihnachtsfeier, zu welcher alle Mitglieder, sowie Freunde und Gönner unserer Bewegung herzlichst eingeladen werden.

Nikolai. Freie Sänger. Am 2. Feiertag, den 26. Dezember, findet im Vereinslokal (Ciossek) unsere Weihnachtsfeier statt. Anfang 4 Uhr nachm. Alle passiven und aktiven Mitglieder seien hiermit herzlichst eingeladen.

Vermischte Nachrichten

Die Sündenpredigt.

Ich kannte einen schwäbischen Pfarrherrn, ein dünnes, schwarzes Männchen, aus dessen faltigem, kahlen Köpfchen die Aeugelchen beständig mit einer fast überirdischen Vergnüglichkeit funkelten, der aber trotz dieser Seelenheiterheit übergern und ohne Unterlaß von der unentwegten Sündhaftigkeit der schandbaren Menschheit predigte, zur großen Erbauung seiner Gemeinde, insonderheit seiner zahlreichen und gleicherweise heiter gemüteten Familie, seiner Gemahlin sowohl als auch seiner Töchter sowie des Herrn Vikarii, der als sein Gehilfe in einer der mannigfaltigen Stuben des geräumigen Hauses hauste. Selbiger Pfarrherr aber ging einstmals inmitten seiner zahlreichen und heiteren Familie nebst dem Herrn Vikario nach wohlgetaner Predigt, sowie abgeleisteter nachmittäglicher Kinderlehre, wobei leider stets der Küster durch sein Schnarchen etwas störte, in Gottes freier Natur sich zu erquicken, über den üppigen Aeckern zwischen reifenden Weinbergen und Obsthalden empor zur freien Höhe des nächsten Berges, der weiten Ausblick bot. Es schwirrten aber die Käfer in trunkener Liederlichkeit und auch die Vögel haschten sich ohne alle Scheu mit zärtlichem Gezänk im Laub, derweil die Bauernburschen und Mädel unten aus den rauchigen Wirtsstuben gedehnte Lieder, Tanz und Kreischen emporsandten. Hinter dem Pfarrherrn ging die mütterliche Gattin, rechts und links ihre zwei jüngsten im Arme eingehakt heiter plaudernd, zuweilen mit lächelndem Blick zurück auf den Vikarium, der zwischen den älteren Mädchen pfänderspielend und rätselratend im Gedränge war. Auf dem Gipfel angelangt, entblößte aber der Pfarrherr sein Haupt und sah hinaus zu den Bergen der Alb, deren Linie sich mit unsäglicher durchsichtiger Bläue abzeichnete, und sprach mit Ergriffenheit: „Wie schön. Wie schön. Und doch, wenn die Sünde nicht in der Welt wäre, wäre es nicht denkbar, daß diese Linie noch schöner wäre?" In diesem Augenblick küßte der Herr Vikar die drittälteste Tochter was die Pfarrfrau mit leisem Lächeln feststellte. Und leise sprach Luise, das rosige Mädchen, zu sich selbst: „Nein, schöner wär's nicht."

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Król. Huta; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse", Sp. z ogr. odp., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.











